

Die Aene West.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 5.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Gautschi.

(4. Fortsetzung.)

5. Kapitel.

Das alte einsame Schloß des Grafen Falkenau, das einige Bahnhunden von der Residenz entfernt lag und das er mit seiner Familie den größten Teil des Jahres zu bewohnen pflegte, hatte in den letzten Tagen eine Anzahl Gäste in sich aufgenommen. Sie waren eine Seltenheit, denn die Dame des Hauses liebte Stille und klösterliche Zurückgezogenheit. Es hatte denn auch eines besonderen Anlasses bedurft, um so zahlreichen Besuch herbeizuführen, der die sonst so ruhige Physiognomie des Schloßes durchaus veränderte und seine Herrin zu alteriren schien. Diesen Anlaß bot eine hohe Auszeichnung, die dem Grafen Robert v. Falkenau, Großgrundbesitzer und Reichsratsabgeordneten zuteil geworden war, es war die Verleihung des Großkreuzes. Und es waren nun die Freunde und Verwandten, die Anhänger und Kollegen gekommen, um ihn zu dieser Auszeichnung zu beglückwünschen.

Nun war der Rummel vorüber.

Nur die ältere Schwester des Grafen, eine Gräfin Dönhof, die durch ihre Intelligenz, ihre Energie, ihre intimen Beziehungen zum Hof und zur römischen Kurie eine imponirende Stellung einnahm und der man in der Familie besonderen Respekt zollte, war noch anwesend und nebst ihr die zwei jüngsten Damen in der Verwandtschaft der Falkenaus, die acht- und zwanzigjährige Gräfin Helene v. Falkenau und ihre Nichte Comtesse Elsa, auf die man den Adel ihrer Mutter übertragen zu müssen glaubte.

Helene hatte den Vorteil, in doppelter Verästelung der Familie anzugehören, einmal war sie die Tochter eines Falkenau, und somit die Nichte des Grafen Robert und der Gräfin Dönhof, dann hatte man sie auch an einen Grafen Erwin Falkenau verheiratet, den Sohn eines dritten Bruders.

Es war das freilich schon ein wenig Inzucht, aber man hatte die Dispens und den Segen des heiligen Vaters nachgesucht und erhalten, und somit waren alle Skrupel beseitigt. Trotzdem war diese Ehe eine unfruchtbare geblieben und sie hatte die Gattin in keiner Weise befriedigt. Der junge Ehemann suchte Unterhaltung und Zerstreuung in weniger legitimen Verbindungen und sah sich, da er allzuhaftig aus dem Becher

der Freude geschlüpft, bald auf der Reige. Er wurde dann zur Herstellung seiner Gesundheit nach Egypten geschickt, wie das so Mode war; aber nach einer flott durchlebten Nacht beim Ahehive, wo er sich, wie er sich lallend noch rühmte, wacker gehalten hatte, ging ihm der Atem aus. Eine Lähmung machte diesem unnützen Leben ein Ende. Gräfin Helene war mit 26 Jahren die pikanteste und nach der üblichen Trauerzeit auch die lebenslustigste Witwe, die man sich denken kann.

Es war ihr doch eigentlich nur ihr Kousin gestorben, und jeder mußte zugestehen, daß sie in keinem Falle viel an ihm verloren hatte.

Helene war nicht schön zu nennen, aber sie wußte zu gefallen. Sie besaß einen herrlichen Körper, und, zugleich kräftig und gewandt, exzellirte sie geradezu in allen körperlichen Uebungen. Im Schwimmen, Turnen, Reiten und Jagen zeigte sie sich als eine unübertroffene Meisterin. Das alles erforderte Kraft, und sie konnte die ihrige in keiner andern Weise manifestiren. Ein Ueberfluß an Vollständigkeit machte sie übermütig, und so war sie nicht selten zu allerlei Tollheiten und Exzentrizitäten aufgelegt. Sie war nicht ohne Geist, selbst nicht ohne Bildung, aber sie war eine viel zu oberflächliche Natur, um nur das geringste Interesse für die ernsteren Fragen des Lebens zu haben. Sie waren ihr nie nahe getreten, sie hatte nie darüber nachzudenken gebraucht; ihren Sinn beschäftigten Kavalladen und Feste, Brillanten und Toiletten. Sie lachte über die Huldigungen, die man ihr, wo sie er schien, darbrachte, und verlangte sie zugleich als etwas Selbstverständliches. In politischen und religiösen Dingen zeigte sie sich durchaus indifferent. Sie war gläubig aus Gewohnheit und beobachtete all die Ceremonien der Kirche, weil dies so Mode war.

So hatte sie denn auf Elsa in dieser Beziehung keinerlei Einfluß verlangt und keinerlei Pression geübt. Sie befragte sie nicht über ihre Meinungen, da sie ihr ganz gleichgültig waren, aber sie wollte sich in ihr eine Gefährtin für alle Art von Sport erziehen, und da bei Elsa zugleich mit dem Geiste auch der Körper geschult worden war, so schien ihr dies, zu ihrer großen Befriedigung, vortrefflich zu gelingen. Die der Kirche ganz ergebenen Damen der Familie Falkenau hatten es

ihr freilich höchst verübelt, daß sie die Tochter des Ateisten und Revolutionärs zu sich genommen, und Tante Marie Falkenau hatte sich ganz empört darüber gezeigt, als sie erfuhr, daß ihr Gatte, dem Helene ihre Absicht anvertraut, sich derselben nicht widersetzt hatte. Aber Tante Mariens Antipatien fielen bei Helene nicht allzusehr ins Gewicht; sie galt ihr als eine sehr fromme, streng sittliche, aber etwas beschränkte Dame, die nie in der Gesellschaft austrat und auch nicht auftreten wollte.

Mit Gräfin Natalie Dönhof war dies anders, diese besaß großen Einfluß und Helene hatte alle Ursache, hier vorzüglich zu sein.

Sie war denn auch gegen Tante Natalie von der schmeichelndsten Liebenswürdigkeit und sie bettelte förmlich um Veröhnung. Als diese aber erklärte, sie wolle keinen Fuß in das Haus Helenens setzen, solange sich das Heidenkind daselbst befinde, erwiderte Helene gereizt, daß Onkel Robert gerechter sei und es wohl erkannt habe, daß die Falkenaus allein die Schuld trügen, daß diese arme Seele eine Ungläubige geworden, warum hatten sie die Verbindung ihrer armen Schwester mit diesem hinverbrannten Professor nicht mit allen Mitteln verhindert. Dann lachte sie in ihrer übermütigen Weise hell auf und sagte, indem sie die Arme um den Hals der Tante schlug: Uebrigens wird dieses Kind glauben, was man will, sie ist noch so köstlich naiv und von einer fast rührenden Vertrauensseligkeit. Bekehre sie Tantchen, setzte sie neckisch hinzu, als handle sichs darum, ein Hündchen abzurichten.

Seitdem war Gräfin Dönhof über diesen Fall nachdenklich geworden, und ein stachelndes Gefühl der Neugier hatte sie erfaßt, ein Geschöpf kennen zu lernen, das seinen Schöpfer negirte.

Sein Anblick, sie wußte es im voraus, würde ihr wehe thun, würde sie vielleicht mit Abscheu erfüllen, aber sie wollte es drauf wagen.

Sie fuhr eines Tages bei Helene vor, und als sie von dem Portier vernommen, daß die Frau Gräfin nicht zu Hause sei, verließ sie den Wagen und trat, ohne sich anmelden zu lassen, bei dem Heidenkinde ein.

Sie betrachtete mit Verwunderung die ganze wunderbare Schönheit dieses Mädchens, sah die reine Stirne, die großen klaren Augen, die jeden Gedanken widerspiegeln, sie hörte es sprechen und sie sagte sich, daß Gott ein solches Wesen nicht für die ewige Verdammnis habe schaffen können. Wie eine Erleuchtung kam es über sie, daß das Kind noch gerettet werden könne und daß ihr selbst diese hohe Mission zugefallen sei.

Aber wer dem Teufel eine Seele abringen will, muß vorsichtig sein und klug. Hier durfte nichts übereilt werden.

Sie schied mit einem Kuß von Elsa, der sie gesagt, welche innige Sympathie sie für ihre arme Mutter gehegt und wie sie diese nun auf die Tochter übertragen wolle, da sie gefunden, daß diese ihrer zärtlichen Liebe würdig sei. Seit dem Tage war das gespannte Verhältnis ein durchaus anderes geworden. Gräfin Dönhof kam häufig und lud die jungen Damen wieder zu sich. Elsa war bisher ihrem Wunsche gemäß in ziemlicher Einsamkeit verblieben, nun schien es im Plane der Gräfin zu liegen, sie nach und nach in die Gesellschaft einzuführen. In derselben tauchte damals eine neue Erscheinung auf, die viel zu interessant war, um nicht von sich reden zu machen.

Es war ein noch junger Mann, im Beginne der dreißig, von elegantem und durchaus weltmännischen Aeußern, der dem Orden der Jesuiten angehörte und Pater Cölestin hieß. Er war Italiener, aber als Knabe schon nach Oesterreich gekommen, wo er in ein Kloster in der Umgebung Wiens als Jögling eingetreten war. Er sprach mit Gewandtheit die meisten europäischen Sprachen und schien deshalb von dem päpstlichen Stuhl in diplomatischen Missionen verwendet zu werden.

Man rühmte seine Talente und feinen Manieren. In alle hocharistokratischen Kreise eingeführt, verschmähte er es nicht, auch in den Salons einiger Finanzgrößen, katolischen und nicht katolischen, sich sehen zu lassen, und man behauptete, er verkehre auch mit den niedern Ständen.

Es hieß, er werde demnächst wieder nach Rom zurückkehren,

und ein weiteres Gerücht fügte hinzu, Gräfin Dönhof, der er den Segen des heiligen Vaters mitgebracht hatte und die als seine besondere Freundin galt, werde zugleich mit ihm diese Reise antreten.

Auch hierher nach Schloß Falkenau waren sie zusammen gekommen und mit ihnen Helene und Elsa. Seitdem ihr Gatte und seine Schwester diese Ungetaufte in ihren Schutz genommen, hatte Marie ihre durch nichts geminderte Antipatie tiefer in ihr Inneres verschließen müssen

Am Nachmittag hatte Helene den neuen Phaeton ausprobiren wollen, und sie war mit Elsa und dem jungen Grafen Hugo, dem ältesten Sohne der Falkenaus, der Offizier war und in einem Husarenregiment diente, ausgefahren und noch nicht zurückgekehrt. Der Herr des Hauses war nach der Stadt gefahren, hatte aber versprochen, noch rechtzeitig zurück zu sein, um seinen Gästen die letzten Honneurs zu machen. Gräfin Dönhof war mit dem Vater in der Bibliothek, und so hatte denn die Hausfrau nach diesen beschwerlichen Tagen wieder einigermaßen aufathmen und die ersehnte Ordnung und gewohnte Beschäftigung wieder aufnehmen können.

Sie befand sich zur Stunde in dem großen Gemache, das an die Bibliothek stieß, um hier dem Unterricht ihrer einzigen Tochter Nanny beizuwohnen.

In dem Kamin des großen und hohen Gemachs, das mit äußerster Einfachheit möblirt war, brannte ein helles Feuer, zugleich war eines der gegenüberliegenden Fenster geöffnet, das der etwas rauhen Frühlingsluft und den sinkenden Strahlen der Sonne ungehindert Eingang gewährte.

Gräfin Marie saß an diesem Fenster in einem hartgepolsterten Sessel mit hoher Lehne und strickte.

Sie saß steif und gerade und die knappen Falten ihres dunklen einfachen Kleides, das jedes Aufspuzes entbehrte, zeichnete die harten edigen Formen der etwa vierzigjährigen Dame in ihrer ganzen poesielosen Dürftigkeit. Ihr dunkles Haar war glatt geschneitelt und legte sich straff an die hervorstehenden Backenknochen.

Die Züge des Gesichts waren regelmäßig gebildet und groß nicht un schön, aber Anmut, den sinnbestrickenden Zauber, hatte sie wohl niemals besessen. Ernst und Verschlossenheit wohnt sich in ihrem Gesicht und in der ganzen Haltung aus, und etwas Mißtrauisches brach im raschen Ausblick aus diesen ihrer Farbe undefinirbaren Augen, die, je nachdem, grau, grün oder braun schimmerten.

Jetzt streiften sie ihre Tochter und hierauf den Lehrer, die in der Mitte des Gemaches an einem großen Tisch neben einander saßen.

Comtesse Nanny, ein hochaufgeschossenes ungemein zart und dünnes Mädchen von sechzehn Jahren, eben so einfach und wenig zierlich gekleidet wie ihre Mama, beugte sich stark über ihr Aufgabenheft. Sie las ihren Aufsatz mit schwacher Stimme und undeutlichem Accent, aber mit sichtlichem Eifer und ohne Atem zu schöpfen herunter. Ihr Lehrer, Pater Benedikt, suchte diesen Redefluß zu hemmen, indem er die Silben wiederholend die Kommata hinein brachte und somit Sätze bildend den Sinn des Gelesenen in etwas dem eigenen Verständnis näher brachte.

Der Pater war in dreifacher Eigenschaft im Schlosse an gestellt, einmal als Seelsorger, dann als Erzieher und schließlich als Custos der Bibliothek des Grafen, die eine bedeutende war.

Er war noch nicht alt, aber sah nichts weniger als geliebt aus. Seine kurze rundliche Gestalt, die schon ein Völkchen zeigte, und sein gutmütiges lächelndes Gesicht, mit kleinen etwas stehenden Augen, hatten etwas durchaus Vertrauen erweckendes. Aber Gräfin Falkenau traute niemanden, so fromm sie war, und obwohl ihr der Pater als Stellvertreter galt und jeder Zweifel in die Göttlichkeit seiner Mission ein Verbrechen gedünkt, so traute sie doch auch dem Pater nicht. Sie hatte sich zur vornehmsten Pflicht gemacht, das Kind nicht aus den Augen zu lassen, da die Welt doch so sündig und schlecht und die Herzen der Männer besonders so verdorben waren. Sie sah also von Zeit zu Zeit fortwährend

nach den beiden hinüber und aufseufzend senkte sie dann wieder die Augen auf ihre Arbeit.

Sie strickte mit Emsigkeit und Ueberwindung an blaufarbigem äußerst groben Strümpfen, deren festes Garn und dicke Nadeln ihr die Finger wund rieben und sie mit Indigo färbten, so daß ihre Hände fast wie die eines Färbergesellen ausfahen.

Aber es war ein gutes Werk, unter dem sie seufzte. Sie strickte für die Dorfarmen, und sie konnte sich die christliche Liebe und Barmherzigkeit nicht anders als mit Selbstqual verbunden vorstellen, nur dann erschien sie ihr als wahrhaft verdienstlich und allein imstande, das Wohlgefallen der Himmlischen zu erregen.

So strickte sie denn tapfer und in dem guten Glauben drauf los, zugleich mit dem Strumpf auch ihr ewiges Seelenheil zu fördern.

Nanny hatte den Aufsatz weggelegt und zur Feder gegriffen. Sie sollte einige Moralsätze nachschreiben, die ihr Pater Benedikt diktirte.

Dieser hatte sich behaglich in den Stuhl zurückgelehnt und seine fremdblickenden Augen sahen nach der gegenüberliegenden Wand, wo das schöne lebensgroße Bild hing, das den Pabst Pio Nono im vollen geistlichen Ornat darstellte. Aber er dachte in diesem Augenblick nicht an die Strenge seines geistlichen Oberhauptes, und auch die Moralsätze glitten nur automatenhaft von seinen Lippen. Seine kurzen Finger rundeten ohne Unterlaß an einem Kügelchen, das er aus einer Krume des Mittagessens gefertigt hatte und er gedachte dieser vergangenen Mahlzeit und kostete bereits im vorhinein die Freuden und Genüsse der künftigen.

Es war still in dem Gemach und zwischen dem Krizeln der Stahlfeder, die Comtesse Nanny führte, ertönten vernehmlich die Stimmen aus der Bibliothek nebenan, in der sich Gräfin Dönhof und ihr Intimus befanden. Sie berieten über die zu ergreifenden Mittel, um ihren Einfluß auf Elsa zu festigen und sie für den Glauben zu gewinnen; aber ihre Meinungen mußten in dieser Beziehung auseinander gehen, oder hatten sie sich sonst über etwas erhitzt, genug, die Stimme der Gräfin klang laut und etwas scharf. Der Jesuit antwortete ihr darauf in einem gedämpften Ton, der in seiner Tiefe und Weichheit einen eigentümlichen Wohlklang hatte. Seine Worte konnte man nicht verstehen, aber es war ein musikalischer Klang, der die Sinne sofort gefangen nahm. Gräfin Marie schien dieser Klang zu irritiren, ihre Züge wurden noch strenger und ihre Finger umfaßten noch schwerfälliger die dicken Nadeln.

In dem Augenblick öffnete sich die Mitteltür und ein Jüngling trat in das Zimmer.

Es war Leo, der jüngere Sohn des Hauses. Groß und schlank ähnelte er seiner Mutter ungemein, ohne den harten Ausdruck ihrer Züge zu haben. Sein weiß und rotes Gesicht hatte etwas weiches, mädchenhaftes und indolentes. Er trat auf den Behen auf, um die Lernende nicht zu stören und näherte sich seiner Mutter, mit der er einige leise Worte wechselte.

Sie schien nicht eben erfreut, ihn hier zu sehen, da dies die Zeit des Musikunterrichts war.

Er aber versicherte, er habe Kopfweh und habe daher den Meister fortgeschickt.

Zugleich schnitt er ein jämmerliches Gesicht, fuhr mit beiden Händen gegen den armen Kopf und warf sich dann mit einem leisen Stöhnen auf eine Chaise longue, sich tief in die Kissen vergrabend. Die gutgespielte Komödie tat ihre Wirkung. Mamas strenger Blick milderte sich und sie blickte fast zärtlich zu ihrem Lieblingssohne hinüber.

Es war doch fatal, daß das arme Kind so häufig an Kopfschmerzen litt und daher einer angestrengten Tätigkeit nicht ausgesetzt werden durfte. Und er war sonst so jägsam, er war nicht wie Hugo, sein älterer Bruder, der ein lockeres Leben führte, unendliche Schulden machte und ihr somit ewigen Kummer bereitete. Nein, Leo erwies sich als sittlich und fromm. Als er noch ein Knabe war und gefragt wurde, was willst du werden? hatte er stets darauf geantwortet: Bischof. Mama war

über diese früh sich zeigende geistliche Richtung ihres Sohnes entzückt gewesen, und sie betrachtete es als einen Fingerzeig des Himmels, daß sie ihm schon bei seiner Geburt den Namen gegeben, der für die höchste Würde, die ihm dereinst verliehen werden konnte, so wohl paßte. Papa aber hatte doch eine etwas genauere Motivirung dieser bei einem Kinde etwas sonderbaren hierarchischen Schwärmerei verlangt und diejenige, die ihm Leo gab, nämlich, daß er Bischof werden wolle, weil er dann nichts zu lernen brauche und nicht in den Krieg ziehen müsse, befriedigte ihn keineswegs. Ja, er zeigte sich sehr ungehalten darüber und versicherte seinem Sohne, daß ein Kirchenfürst sehr viel zu lernen habe und daß er einen beständigen Kampf für seinen Glauben, gegen feindliche Gesinnungen aller Art, zu kämpfen habe. Leo erschreckte jedoch dieser Kampf weit weniger, als jeder andere, und daß es beim Priester viel weniger aufs Wissen als aufs Glauben ankomme, glaubte der schlaue Junge längst herausgefunden zu haben. Je älter er wurde, desto mehr schien sich ihm diese vorgefaßte Annahme als richtig herauszustellen.

Leo war äußerst träge, und er fand es so bequem, sich in einer sicheren Stellung zu wissen, so bequem und angenehm, sich als bereits erlöst von aller Sünde und allen Uebeln zu denken, ungleich den übrigen Menschen, die allen Zufällen einer weltlichen Existenz preisgegeben, sich von all den Uebeln selbst zu befreien und selbst zu erlösen hatten. Und so war denn der geistliche Stand seinem Temperament und seinen sonstigen friedlichen Eigenschaften höchst angemessen und er dachte schon jetzt daran, wie er all die Vorteile genießen wolle, die mit diesem Stande verbunden seien und die durch seine Leistungen, wahrlich, nicht aufgewogen zu werden brauchten.

Es waren ja überkommene, feststehende Vorteile, die den frommen Körperchaften für einstige, frühere Dienstleistungen zugestanden worden waren, jetzt verlangte man dergleichen, Gott sei Dank, nicht mehr. Mit der Gelehrsamkeit, wenn Papa dies auch bestreiten wollte, geben sich doch gegenwärtig andere Leute ab; die Wissenschaft ist in weltliche Hände übergegangen, und Gebete und Bußübungen werden auch nicht mehr so dringend und in sonderlich lästigem Maße gefordert. Leo hatte also eine ruhige und behagliche Zukunft in Aussicht, und er fand nur, daß seine Eltern dafür zu viel Unmötiges verlangten und ihn mit ihrem Ehrgeiz quälten. Wenn er auch nicht Bischof wurde, was lag daran? Er versicherte, mit einem Prälatensitz, der ihm eine Revenue von 40 000 Gulden sicherte, ebenfalls zufrieden zu sein.

Sein Kopfschmerz schien in der ruhigen Lage sich rasch gemindert zu haben, und er sah mit einem schlauen vergnügten Lächeln auf das große herrliche Madonnenbild, das dem des Pabstes gegenüber hing. Er dankte der Heiligen gleichsam für ihre Mithilfe und sah dann nach der Uhr. Laut und phlegmatisch äußerte er hierauf: „Der Schnellzug ist schon vorüber; Papa kann jeden Augenblick hier sein.“

Diese Vermutung erhielt ihre sofortige Bestätigung. Ein Diener trat eben so leise und geräuschlos ein, wie Leo vorher, und meldete, daß der Erzellenzherz soeben angekommen sei, und mit ihm Baron Reinthal. Dieser unerwartete Besuch brachte auf alle eine gewisse Wirkung hervor.

Leo hatte sich mit etwas mehr Behendigkeit als gewöhnlich erhoben und fuhr glättend durch seine zerwühlten Haare. Nanny hielt in ihrem Lesen inne und Pater Benedikt klebte sein Kügelchen an der Innenfläche des Tisches fest, um es späterhin wiederzufinden. Die Gräfin war merkwürdig erbläut; sie preßte die Lippen fest zusammen, als gälte es ein Wort des Abscheus zurückzudrängen; aber wenn sie es auch nicht laut werden ließ, jeder Zug in ihrem Gesichte drückte die unsägliche Antipatie aus, die sie für den soeben gemeldeten Gast empfinden mußte. Ihre Hände zitterten ein wenig, als sie ihren Strumpf zusammen rollte und bei Seite legte, dann richtete sie sich hoch auf und schritt resignirt und würdevoll gegen die Tür.

Dort kamen ihr die Herren schon entgegen. Ihr Gemahl, ein stattlicher, vornehm aussehender Fünfziger, schien in der besten Laune, und nichts konnte liebenswürdiger sein, als

die Art, mit der Baron Reinthal die Dame des Hauses begrüßte.

Er war wie immer im Frack und weißer Kravatte. Der Mann, um den man sich in den Salons riß, der täglich einem Feste oder Kunstereignisse beizuwohnen hatte, war ja gezwungen, dies Festkleid zu tragen; es paßte vorzüglich zu seiner feinen, ungemein eleganten Gestalt und ließ ihn fast jugendlich erscheinen. Er sah aus wie ein Dreißiger, und er war wirklich schon zu nennen. Sein Gesicht hatte einen edlen Schnitt, sein Teint war frisch, seine Augen groß und lebhaft, sein braunes Haar kaum merklich gelichtet, und als er nun die Gräfin versicherte, wie glücklich er sei, sie so wohl zu sehen und sich selbst wieder einmal in dem schönen Falkenau zu finden, wußte er die banale Phrase zu einer graziosen Huldigung zu gestalten.

Mit familiärer Vertraulichkeit wandte er sich dann an die Kinder.

Nanny war aufgestanden und sie beantwortete seine Frage mit der Befangenheit eines Schulmädchens. „Sie hat ihre Lektion noch nicht beendigt,“ sagte die Gräfin trocken, und man merkte den Wunsch deutlich heraus, daß Nanny durch die Ankunft des Barons nicht weiter gestört werden möge. Aber Papa nickte seinem Töchterchen freundlich zu und sagte: „Nun wir kürzen sie heute ab, unserem Gaste zu Ehren.“ Ein rosiger Hauch des Entzückens übersog das blasse Gesicht des jungen Mädchens, sie trat vom Tische hinweg und auf ihren Papa zu.

„Du bist so gütig, Papa,“ flüsterte sie.

„Sie schenken mir doch auch einen so hübschen Blick, Comtesse?“ scherzte Reinthal, „Papa hat Ihnen nur meinethalben diese Konzession gemacht; aber Nanny, ich hoffe Sie heute noch günstiger für mich zu stimmen.“

„Baron Reinthal will sich auf jede Weise bei dir einschmeicheln,“ lachte der Graf, „er hat dir auch etwas mitgebracht.“

„Wieder eine Muschel für meine Sammlung, wie neulich?“ fragte das Mädchen rasch.

Der Graf gab dem Diener, der soeben mit einer eleganten Handtasche eintrat, einen Wink, dieser überreichte sie dem Baron, der einen in Seidenpapier gehüllten Gegenstand daraus hervorzog.

„Hier Comtesse, schlagen sie das Papier zurück.“

„O danke,“ rief diese, das Papier rasch herunterreißend. „Ein Buch, wie hübsch gebunden und mit Bildern!“

„Der Inhalt ist doch passend?“ fragte die Gräfin scharf, mit einer deutlichen Nuance von Unruhe und Unzufriedenheit herzutretend.

„Durchaus, Gräfin; Illustrationen zu Schillers Glocke.“

„Schiller! was fällt Ihnen ein, Nanny ist noch so jung.“

„Gezeichnet von Ludwig Richter,“ beruhigte der Baron mit einem Nicken.

„Ach!“ rief Nanny entzückt, den Kopf tiefer in das Buch steckend, um das hübsche Bild, das sie aufgeschlagen, noch genauer zu betrachten.

Aber Mamas examinirender Blick hatte dieselbe Richtung genommen, und ihre hageren Wangen flammten auf in der Purpurglut des Zornes.

Ein blutjunges Paar war hier abgebildet, das im Graje neben einander saß, er hatte seinen Arm um ihren Hals gelegt, „Liebesglück“ stand darunter.

Sie entriß das Buch den Händen ihres Kindes, dessen unschuldige Augen durch solche Scenen vergiftet wurden.

„Ich muß Sie bitten, Baron,“ sagte sie fast bebend, „daß Sie es künftig unterlassen, Nanny mit dergleichen zu überraschen.“

„Aber Gräfin, der poetische, der kindliche Ludwig Richter!“ rief der Baron, den es Mühe kostete, nicht in Lachen auszubrechen.

„Ihr Herren vermögt nicht nachzuempfinden, was den reinen Spiegel eines Mädchenherzens zu trüben vermag,“ entgegnete sie scharf. „Nanny, du hast mit Leo noch einige Etuden zu spielen. Pater Benedikt, Sie werden die Kinder begleiten.“

Diese entfernten sich mit dem Erzieher.

Der Graf zuckte die Achseln.

„Meine Frau ist vielleicht zu empfindlich,“ sagte er lächelnd, „aber eine Mutter kann verlangen, daß man ihr die Erziehung ihrer Tochter allein überläßt.“

„Eine Debatte, Messieurs?“ fragte eine sonore Stimme, „doch keine politische, hoffe ich?“

Gräfin Dönhof war aus der Bibliothek getreten, Pater Celestin kam hinter ihr her.

„Nicht im geringsten, Natalie,“ versicherte ihr Bruder, der mit dem Baron auf sie zugegangen, „wir bekämpfen uns zwar in der Kammer und in den Couloirs grimmig genug, aber außer dem Hause suche ich mich mit meinem Liberalismus und seinen modernen Schrullen abzufinden, so gut es eben geht.“

„Und Graf Falkenau treibt die Liebenswürdigkeit sowohl, mir in diesen vertraulichen Augenblicken von den Anträgen zu sprechen, die er einzubringen gedenkt, damit ich doch ein klein wenig gerüstet mich dem Sturm entgegenstelle, den er zu entfesseln pflegt.“

Man lachte. Natalie hatte hierauf auf der Chaise longue Platz genommen und alles gruppierte sich um sie herum. Sie hatte, wie ihre Schwägerin, keine Sympathie für den Baron, aber sie war viel zu viel Weltkame, um sich das anmerken zu lassen. Und so sprach man denn von diesem und jenem in dem neutralen leidenschaftslosen Ton der guten Gesellschaft.

Pater Celestin saß auf seinem Stuhle lässig zurückgelehnt; er beteiligte sich fast gar nicht an der Konversation. Sein Gesicht sah in seiner Bornehmtheit kühl und gelassen aus; aber ein genauer Beobachter hätte vielleicht erraten, daß hinter dieser Maske der Gleichgiltigkeit ein unruhiges Herz pochte. Seine merkwürdig dunklen Augen zuckten von Zeit zu Zeit auf, und er beugte sich dann vornüber, als lausche er auf entfernte Töne, die ihm von außen kommen mußten. Aber man vernahm nichts. Seine schönen außerordentlich gepflegten Hände tasteten nervös in gesteigerter Unruhe hin und her.

Indes plauderte Baron Reinthal in seiner geistvollen lebhaften Weise.

An Stoff fehlte es ihm nie. Er stand als Politiker in der Opposition und war doch allgemein beliebt und wurde zu Allem hinzugezogen. Er fehlte bei keinem Ball und keiner Festlichkeit des Adels, und er war der Protektor aller Kunstinstitute, der Ehrenpräses einer ganzen Menge von Vereinen; er war in allen Theatern zu Hause und mit allen Künstlerinnen vertraut. Er galt als ein vorzüglicher Kenner, als eine Autorität in Kunstfachen, malte und komponirte selbst, und verfaßte Festgedichte und geistreiche Sprüchwörterdarstellungen.

Man hörte dem brillanten Causeur mit Interesse zu, da erklang das Läuten des Ave-Maria.

„Die Besperglocke“, sagte Gräfin Marie, und sie erhob sich und mit ihr all die andern.

Es war Sitte in Falkenau, sich um diese Zeit zu einem kurzen Gebet in die Schloßkapelle zu begeben. Selbst wenn Gäste da waren, wurde davon nicht gerne Umgang genommen.

„Helene hatte mir versprochen, um diese Zeit mit Elisabeth zurück zu sein“, versetzte Gräfin Dönhof mit einem leichten Stirnrunzeln.

Marie sah sie ernst an und entgegnete nicht ohne Würde.

„Was willst du mit ihnen in der Kirche? Die eine betet gar nicht und die andere nur, wenn sie Langeweile hat.“

Baron Reinthal bat lächelnd, auf sein Mitgehen zu verzichten. Die kalte Kirchenluft ziehe ihm so leicht einen Schnupfen zu, und so wolle er denn hier die Damen erwarten.

Graf Falkenau hatte seiner Schwester den Arm gereicht, und er schritt mit der stattlichen Dame voraus.

Pater Celestin führte die Hausfrau.

„Der Baron ist ein Freigeist?“ fragte sie der Pater einen Blick nach dem Zurückbleibenden entsendend.

Ein Seufzer des Hasses drängte sich aus der Brust der Gräfin.

„O dieser Mann, er hat keine Religion und er hat kein Herz!“



Amerikanische Bilder: Damenteggestub in New-York. (Seite 122.)

„Sie kennen ihn seit lange, Gräfin?“

Sie nickte.

„Er hat meine Jugendfreundin Comtesse Ilona geheiratet, sie war gut und sanft. Er hat sie unglücklich gemacht, und doch hat sie ihn geliebt bis zu ihrem letzten Atemzuge.“

Der Jesuit sah sie forschend an.

„Sie kennen auch die Geschichte dieser Ehe?“ fragte er.

Sie nickte. „Sie kannte sie nur allzugenau. Sie war die Vertraute Ilonas geblieben und diese hatte sie zur Mitwiffnerin einer Begebenheit gemacht, die sonst aller Welt ein Geheimnis geblieben, und die ihr Sünden und Leidenschaften dieses Mannes enthüllte, unter denen Ilona nicht allein und nicht am meisten gelitten. Aber die Freundin hatte Schweigen gefordert, sie hatte es ihr zugelobt und wollte es halten.“

Als nun der Pater mit einer weiteren Frage in sie drang, antwortete sie nur ausweichend:

„Ich will nicht richten, aber der Herr wird einen jeden bezahlen nach seinen Werken.“ Das klang so streng wie aus dem Munde einer Puritanerin. Und in der That, diese Frau war ehrlich und streng in ihrem Glauben wie in allem andern.

Baron Reinthal war allein zurückgeblieben und schien darüber sehr vergnügt. Er stellte sich an das offene Fenster und sah in die zunehmende Dämmerung hinaus. Ein Diener brachte eine angezündete Lampe.

Jetzt hörte man das Rollen eines Wagens, der durch die

Avenue heranbrauste, es waren die Erwarteten. Helene lutschte, Elsa saß mit Hugo im Coupé. Schon hielt der Wagen vor dem Portal und bald darauf vernahm man im Vorgemach die laute helle Stimme Helenens.

Ein Diener öffnete ihr die Thür. Sie kam herein, rasch vorschreitend und zugleich in lebhafter Weise nach rückwärts sprechend und gestikulirend.

Als sie den Baron erblickte, schlug sie mit einem Ausruf der Freude die Hände zusammen.

„Ah, charmant! Welch gute Idee, hierherzukommen; da fahren wir nun zusammen zurück, das ist reizend!“

Sie war bis in die Mitte des Gemachs gekommen und sah sich hier um.

„Sie sind schon in der Kapelle? Ich habe die Pferde gejagt, um zurecht zu kommen.“

Sie riß die Handschuhe von den Händen und besah diese lachend.

„Ich habe mich dabei selbst nicht geschont, wahrlich, Baron, sie schmerzen mich.“

Sie hielt ihm die Händchen entgegen und er nahm sie rasch in die seinen, sie in rascher Folge küssend. Sie überließ sie ihm ganz, und den Körper etwas zurückbeugend, den Kopf, auf dem der Federhut kecklich saß, gegen den Nacken gewendet, sah sie ihm in schelmischer Koletterie ins Gesicht, und ihr großer Mund zeigte lachend all seine weißen, etwas zu kräftigen Zähne.

(Fortf. folgt.)

Eine Blutanklage gegen die Juden.

Altenmäßige Beläge für die Barbarei unseres Jahrhunderts. Von D.

Die berüchtigte, die Schrecken des Mittelalters wieder heraufbeschwörende Tisza-Eszlar-Affaire erneuert das Interesse an einer ähnlichen Anklage im Anfang der vierziger Jahre, deren Schauplatz der Orient war.

Im Nachstehenden soll die an interessanten, großentheils schauerlichen Einzelheiten reiche Begebenheit, welche geeignet ist, auf das eben abgespielte Drama in Ungarn manches Streiflicht zu werfen, in gedrängter Kürze (hauptsächlich nach der Darstellung von Grätz) erzählt werden.

Am 5. Februar 1840 verschwand in Damaskus der Guardian eines Kapuzinerklosters aus Sardinien, Pater Thomas (Tomaso) mit seinem Diener. Der Pater war kein Heiliger im katholischen Sinne, sondern ein Lebemann, der bezüglich des Geldes den Spruch seines Meisters „Geben ist seliger denn nehmen“ umgekehrt zu haben schien. Er hatte sich mit Arzneipuscherei, besonders mit Pockenimpfen beschäftigt und zu diesem Behufe ebensooft jüdische wie mohamedanische und christliche Quartiere besucht. Ueber das Verbleiben des Paters wußte niemand Auskunft zu geben; nur ein Gerücht war laut geworden, daß Thomas einige Tage vorher einen heftigen Wortwechsel mit einem türkischen Maulthiertreiber hatte, welcher geschworen haben soll: der Christenhund soll von keiner anderen Hand als der meinen sterben. Es soll dabei zu Beleidigungen und Tätlichkeiten gekommen sein und der Pater den Moslem und seine Religion so arg verflucht haben, daß ein dabei anwesender türkischer Kaufmann seinen Zorn kaum habe bemeistern können.

Sobald das Verschwinden des Paters gewiß und sein gewaltfamer Tod wahrscheinlich geworden war, bestürmten die Mönche den französischen Konsul in Damaskus, Ratti-Menton, dem Mörder nachzuspüren. Sogleich wurde die Aufmerksamkeit auf die Juden gelenkt, weil einige Juden harmlos ausgesagt hatten, Thomas und sein Bedienter sei am Abend vor dem Verschwinden im Judenquartier gesehen worden. Die Mönche, besonders der fanatische Pater Tusti, klammernten sich um so fester an den Verdacht gegen diese, weil sie dadurch nicht bloß ihren Haß gegen die Juden sättigen, sondern auch die Untersuchung über den Streit des Paters mit Muselmännern und dessen Lasterungen — welche den Fanatismus der Türken

herausgefordert hätte — vermeiden und einen neuen Märtyrer unter ihre Heiligenschaar aufnehmen konnten, was für das Kloster ziemlich einträglich zu werden versprach. Der gewissenlose Ratti-Menton seinerseits unterließ jede anderweitige Nachforschung, obwohl ein Fingerzeig dafür vorhanden war, indem der türkische Kaufmann, der beim Streit mit dem Pater zugegen war, sich erhängt hatte, und erhob bei dem Gouverneur von Damaskus, Scherif Pascha, gegen die Juden die Anklage, diese hätten den Pater ermordet, um mit dessen Blut den Teig zu ihren Ostertuchen zu kneten. Scherif Pascha, der es mit dem französischen Konsul nicht verderben wollte und von einer Blutanklage gegen die Juden bedeutenden Gewinn zu ziehen hoffte, war leicht zu bewegen, die Verfolgung der Juden zu gestatten, bezw. anzustellen. Schnell war die Anklageakte fertig und für Ausföhrung des christlichen und türkischen Pöbels wurde gesorgt. Mehrere Juden wurden vor Ratti-Menton geführt und verhört, darunter ein jüdischer Barbier, der aus angeborener Furcht Verwirrung zeigte. Er verneinte indes fest die Theilnahme und jede Kunde vom Mord des Vermißten. Nichtsdestoweniger übergab ihn der französische Konsul dem Scherif Pascha, der ihm die Bastonade, fünfhundert Stockschläge auf die Sohlen, geben ließ. Der arme Barbier wurde noch härteren Martern unterworfen, blieb aber standhaft. Da ließ man ihn im Kerker von einem türkischen Schurken, Mohamed El-Telli, besuchen. Dieser, welcher wegen Schulden im Gefängnis saß, hatte Ratti-Menton seine Spionendienste angeboten, wenn er ihn aus dem Kerker und von den Schulden befreien wollte, und Ratti-Menton nahm diese gerne an. Der Barbier, durch die ausgestandenen Qualen ohnehin schon geistesgeschwächt geworden und vor neuen Folterqualen erbebend, ließ sich von Mohamed El-Telli, der ihm eventuell Befreiung versprach, überreden, sieben Juden, und zwar die reichsten und angesehensten, als Schuldige zu nennen, darunter einen Greis von achtzig Jahren. Sogleich verhaftet und verhört, stellten die Angegebenen jede Schuld in Abrede. Die Bastonade wurde angewendet, aber da die Hentler fürchteten, die Greise würden den Streichen erliegen, und man würde deren abgepreßte Geständnisse nicht verwerten können, wendeten sie eine andere Qual an. Sechsendreißig (nach anderen fünfzig) Stunden mußten sie, von Soldaten bewacht,

aufrecht stehen, ohne Speise und Trank und ohne sich dem Schlaf überlassen zu dürfen. Da diese Qual nicht anschlug, schritten die Wüteriche auf Ratti-Mentons Wink zu mörderischen Mutenschlägen. Beim zwanzigsten Schlag sanken die Unglücklichen ohnmächtig zusammen; nichtsdestoweniger ließ der Konsul beim Erwachen die Geißelung an ihnen fortsetzen. Aber alles das führte kein Geständnis herbei. Nun führte Scherif Pascha eine neue Folter aus. Mehr als sechzig Kinder, im Alter zwischen drei bis zehn Jahren, wurden den Eltern entrißen; in ein Zimmer gesperrt, ohne daß ihnen Nahrung verabreicht wurde. Dies sollte die Mütter bewegen, Geständnisse abzulegen. Aber auch dieses diabolische Mittel hatte nicht die gehoffte Wirkung. Nur eine Frau und deren Tochter bekehrten sich vor Schmerz und aus Liebe für ihre verschmachtenden Kinder zum Islam. Scherif Pascha geriet in Wut, ließ von einer Schaar Soldaten am 18. Februar ein Haus im Judenviertel zerstören, um die Leiche oder Spuren derselben zu finden. Auch in den Häusern der übrigen Angeklagten richtete er Verwüstungen an. Da wagte ein jüdischer Jüngling sich zum Pascha zu begeben und Zeugnis abzulegen, er habe den Vater Tomaso kurz vor seinem Verschwinden in den Kaufladen eines Türken eintreten sehen. Statt diese Spur zu verfolgen, wendete Ratti-Menton und sein Geheimschreiber Vaudin allen Eifer an, diese Stimme verstummen zu machen. Der Jüngling wurde so unbarmherzig geschlagen, daß er noch in derselben Nacht den Geist aushauchte, der erste Märtyrer in dieser Tragödie.

Ratti-Menton, unerschöpflich an Mitteln, Geständnisse zu erpressen, ließ nun einen Versuch mit dem türkischen Diener eines Juden anstellen, Namens Murad el Fallat. Auch dieser hatte nichts zu gestehen und ließ die Mutenstreiche über sich ergehen, die seinen Leib fast zersezten. Da machte sich Mohamed El-Zelli auch an ihn heran und brachte durch Freundschaft und Drohung mehr aus ihm heraus. Am 27. Februar nagte sich der Diener selbst an, er habe auf David Araris Geheiß im Beisein der übrigen Angeklagten Thomas getödet. Der jüdische Barbier wurde bewogen, dessen Aussage zu bestätigen. Verstümmelt wurden beide an einen Platz geführt, wo angeblich Knochen und Schädel in einen Kanal geworfen worden sein sollen. Ratti-Menton fand ein Stück Knochen und einen Lappen. Christliche Aerzte erklärten diesen Knochen für Menschengewebe, der Lappen galt als Baret des Vaters. So hatte man sichtbare Beweise von dem Mord im Judenquartier. Die sieben Angeklagten wurden darauf von neuem verhört und schrecklichen Folterqualen unterworfen. Sie sollten die Flasche Blut von dem Gemordeten herbeischaffen, welches für das Passahfest aufgesammelt worden sei. Ein Greis erlag den Schmerzen. Ein anderer Angeklagter nahm den Turban, um den Qualen zu entgehen. Die übrigen sagten vor Schmerz aus, was man von ihnen wollte; sie waren stumpf geworden und wünschten einen raschen Tod. Aber das Geständnis half ihnen nicht viel. Der Konsul wollte handgreifliche Beweise, die Flasche mit Blut u. dergl., und diese konnten mit dem besten Willen nicht herbeigeschafft werden. Neue Foltern wurden angewendet; aber diese brachten die armen Opfer nur dahin, ihre früheren Geständnisse zurückzunehmen. Anfangs März wurde der Verdacht auf andere angesehene jüdische Familien gewendet, worunter ein junger Mann Namens Isaaq Levi Picciotto. Drei Rabbiner von Damaskus waren schon früher eingezogen, mißhandelt und gefoltert worden, ohne daß eine Lüge aus ihrem Munde erpreßt worden wäre. Um den Versteck eines Juden zu entdecken, wurde ein junges Kind im Beisein der Mutter mit Peitschenhieben traktirt. Neues Gebein wurde aufgefunden, und obwohl die Aerzte aus sagten, es seien Schafsknochen, gab sie Ratti-Menton doch als Beweisstücke aus, die Mönche lasen eine Messe für sie und legten ihnen Heiligkeit bei. Nur Picciotto blieb standhaft und warf Ratti-Menton und dem Pascha mutig die Unmenschlichkeit ihres Verfahrens vor. Picciotto war ein Neffe des Generalkonsuls von Aleppo und vom österreichischen Kaiser wegen Verdiensten zum Ritter erhoben; dadurch ward er geschützt von dem österreichischen Konsul, einem Italiener Merlato,

der allen Drohungen und Gefährdungen zum Trotz nicht zugeben mochte, daß ein österreichischer Untertan ohne triftigen Beweis der Folter unterworfen werde. Durch diese neue Verwicklung trat eine Wendung in diesem Schauerdrama ein. Merlato hatte lange den Unmenschlichkeiten zugeesehen, ebenso wie die übrigen europäischen Konsule, namentlich der englische Werry, der mit Ratti-Menton unter einer Decke steckte. Aber endlich riß Merlato die Geduld; er trat offen und freimütig gegen das gräßliche Verfahren auf, wofür er aber viel zu erdulden hatte. Ratti-Menton seinerseits war unermüdet, neue Anlagepunkte und Scheinbeweise herbeizuschaffen. Unter anderem ließ er ein Lügenbuch gegen die Juden ins Arabische übersezen, welches aus dem Talmud bewies, daß die Juden Blut brauchten, daß sie Christen Kinder schlachteten und Hostien schändeten, die dann Wunder getan hätten. — Besonnene Türken schüttelten allerdings das Haupt zu diesem kannibalischen Verfolgungssystem, aber sie schwiegen. Ratti-Menton schloß die Akten und fällt ein Urtheil, als wenn es unwiderleglich erwiesen wäre, daß die eingezogenen und gefolterten Juden die Mörder des Vaters Thomas waren. Diejenigen, welche noch am Leben waren, sollten enthauptet werden. Scherif Pascha holte dazu die Erlaubnis seines Herrn Mehmet Ali ein.

Ungefähr zur selben Zeit fiel auf der Insel Rhodus etwas Aehnliches vor. Ein zehnjähriger Knabe, Sohn eines griechischen Bauern, hatte sich erhängt, und die Christen beeilten sich, die Juden als dessen Mörder anzugeben. Die europäischen Konsule nahmen die Sache in die Hand und verlangten vom Statthalter Jusuf Pascha eine strenge Untersuchung. Auf die Aussage zweier griechischen Weiber, daß der Knabe einem Juden von Rhodus gefolgt wäre, wurde derselbe eingezogen und unmenschlich gefoltert. Man durchbohrte ihm die Nasenflügel mit einem eisernen Draht, legte ihm glühende Kohlen auf den Kopf und einen schweren Stein auf das Herz. Das ließen Konsule der europäischen Mächte tun, Englands, Frankreichs und Schwedens; nur der österreichische Konsul hielt sich auch hier von der Beteiligung an der Unmenschlichkeit fern. Diese Folterqualen wurden ohne Wissen des Pascha durch dessen stellvertretende Beamten angewendet. Das Geständnis sollte erpreßt werden, daß der Angeklagte den griechischen Knaben umgebracht habe, um dessen Blut dem Großrabbiner von Konstantinopel zu überliefern. Es war eine Art Verschwörung der Christen in der Türkei gegen die Juden, vielleicht aus Scheelsucht, weil der junge Sultan Abdul Medjid bei seiner Thronbesteigung in seinem Gnadenbrief, allen Untertanen seines Reiches gleiches Recht zukommen zu lassen, auch die Juden eingeschlossen hatte. Durch diese Folterqualen ließ sich der halb leblose Jude in Rhodus herbei, Mitschuldige anzugeben, von denen er glauben mochte, sie hätten sich durch die Flucht bereits der Verfolgung entzogen. Aber mehrere der Genannten waren noch zu finden. Sie wurden, gleichfalls sieben, wie in Damaskus, gefoltert und dem Tode nahe gebracht.

Zur selbigen Zeit, im März 1840 (sollte es bloßer Zufall gewesen sein?), wurde auch in Jülich in Rheinpreußen gegen einen Juden eine Blutanlage erhoben. Ein christliches Mädchen von neun Jahren behauptete, von einem Juden in den Leib gestochen worden zu sein. Ihr sechsjähriger Bruder bestätigte die Aussage. Ein fremder Jude mit seiner Frau, die zufällig durch Jülich reisten, wurden von den Kindern als die Täter erkannt, und das Mädchen fügte hinzu, der Jude hätte zur selben Zeit einen christlichen alten Mann mit einem Messer totgestochen. Eine strenge gerichtliche Untersuchung ergab aber, daß die Aussage der Kinder eitel Lug und Trug war. Der angeblich Ermordete war am Leben. Die angebliche Wunde Stelle am Leib des Mädchens war nur mit Blut bestrichen. Der angeklagte Jude wurde freigesprochen und ein Gerücht beschuldigte zwei Christen aus Düsseldorf, den Kindern die Geschichte eingetrichtert zu haben. (Nachener Zeitung 1840, Nr. 82.)

Während in Rheinpreußen die Wahrheit bald an den Tag kam, dauerte es in Damaskus und Rhodus lange Zeit, bis das Lügengewebe, wodurch selbst viele Europäer getäuscht wurden,

zerrissen werden konnte. Religiöser Fanatismus, Judenhaß und politische Leidenschaft mischten sich ein, um die Lüge eine Zeit lang triumphieren zu lassen. Die Finsterlinge bedienten sich Gutenberg's Kunst, deren vierhundertjähriges Jubiläum gerade damals gefeiert wurde, um eine Anklage gegen die Gesamtjudenheit zu schleudern. Ratti-Menton sorgte nämlich dafür, daß in französischen Zeitungen ein Bericht aus Damaskus in seinem Sinne und mit seiner Färbung der europäischen Welt vorgeführt wurde. Nach demselben hätten die Juden eingeständenermaßen den Pater und seinen Diener ermordet, um die Mysterien ihrer Religion zu feiern. Ohne Ratti-Mentons Eifer wären die Urheber des Verbrechens nicht entdeckt worden und ohne dessen Dazwischentritt wäre das Judenviertel und die ganze Bevölkerung vernichtet worden. Nicht nur die im Dienste der katholischen Klerisei stehenden Blätter verbreiteten diese Anschuldigungen mit Eifer, sondern auch die liberalen, um Frankreich's Macht im Morgenland zu rühmen. Der erlogene Bericht strömte rasch durch die Ader des europäischen Zeitungswezens. Entsetzt ergriff sämtliche Juden Europas bei dem Gedanken, daß sie am hellen Tage des neunzehnten Jahrhunderts noch gegen das finstere Gespenst der Blutanklage ankämpfen mußten, um nicht von ihm ins Grab gezogen zu werden.

Indessen ermannten sich die französischen und englischen Juden, ihren verfolgten Brüdern im Orient zu Hülfe zu kommen. Unter den ersten ragte Adolphe Cremieux hervor, der sich am 1. Mai zum französischen König Louis Philipp begab, während am gleichen Tage eine jüdische Deputation den englischen Minister Lord Palmerston um Schutz für die Opfer in Damaskus anging. Beide gaben befriedigende Zusicherungen. Die wirksamsten Schritte aber gingen von Wien und dem österreichischen Kabinet aus. Der österreichische Konsul Merlato, der einzige, welcher die Bosheit Ratti-Mentons, seiner Helfershelfer und der Mönche durchschaute und ihr mit dem Aufgebot seines soldatischen Muts Widerstand geleistet hatte, gab einen wahrheitsgetreuen und ergreifenden Bericht von der bodenlosen Niedertracht, welche gegen die Opfer von Damaskus aufgeboden worden war, um sie für schuldig zu erklären. Durch diese Darstellung wurde Ratti-Menton, den die klerikalen Intriguen als einen Lichtengel verherrlicht hatten, als böshafter Teufel an den Pranger gestellt. Sie führte einen Umschwung in der öffentlichen Meinung herbei, denn Metternich, dem der Bericht durch den Generalkonsul von Egypten übermittelt wurde, ließ sämtliche den Juden günstige Schreiben durch die Zeitungen verbreiten. Metternich, dessen Teilnahme für die Juden teils aus politischer Feindseligkeit gegen Frankreich, teils aus Gefälligkeit gegen das Haus Rothschild entsprungen sein mochte, ermutigte die österreichischen Agenten in Egypten und Syrien, standhaft für die Juden einzutreten. Auf den weiteren Verlauf der Angelegenheit, welche auch in der französischen Deputiertenkammer (2. Juni) und im englischen Unterhaus (22. Juni) zur Sprache kam, wollen wir

nicht näher eingehen. Besonders erwähnenswert ist, daß mehrere zum Protestantismus übergetretene Juden in kirchlicher Stellung die Unschuld der Juden beteuert haben, unter andern der als Kirchengeschichtsschreiber und als Mann von zartester Gewissenhaftigkeit bekannte August Keander. Von den Katholiken tat es nur einer, der Hofprediger Beith in Wien, welcher von der Kanzel mit dem Kreuzifix in der Hand einen feierlichen Eid leistete, daß an der Beschuldigung gegen die Juden kein wahres Wort sei. — Neben Cremieux hat sich noch der hochherzige londoner Jude Moses Montefiore um die unschuldig Verfolgten hochverdient gemacht und durch unermüdete Tätigkeit den Abschluß der Affaire beschleunigt. Nachdem das Nötige eingeleitet und vorbereitet war, reisten Montefiore mit seiner Begleitung und Cremieux mit der seinigen am 14. Juli nach Egypten und es gelang ihnen, Mehmet Ali von der Unschuld der Angeklagten zu überzeugen, so daß derselbe am 28. August nach Damaskus den Befehl abgehen ließ, die Gefangenen sofort auf freien Fuß zu setzen. Sobald der Befehl in Damaskus eintraf, mußte Scherif Pascha, der Mehmet Ali's Strenge kannte, die noch im Kerker befindlichen neun jüdischen Gefangenen sofort freilassen, ohne Ratti-Menton zu befragen. Das geschah am 6. September. Es waren darunter sieben, welche von den Folterqualen verstümmelt und nur zwei, die verschont geblieben waren. Vier Schlachtopfer waren gefallen. Sechs Juden, welche sich der Haft durch die Flucht entzogen hatten, durften zu ihren Familien zurückkehren. Viele Muselmänner zeigten freudige Teilnahme und der Konsul Merlato konnte mit Genugthuung auf sein Verhalten zurückblicken, denn er war es, welcher die Vorgänge in Damaskus zuerst und eindringlich ins rechte Licht setzte.

Die jüdischen Gesandten glaubten ihre Aufgabe noch nicht genügend gelöst, wenn sie nicht, so viel sie vermochten, einer Wiederholung solcher Vorfälle vorzubeugen suchten. Montefiore begab sich nach Konstantinopel, erhielt eine Audienz beim Sultan und erlangte einen Ferman (6. November) von demselben, welcher erklärte: Ein altes Vorurteil bestand gegen die Juden, daß sie Menschenopfer brauchten, um Blut für ihre Osterfeier anzuwenden. Durch diese Verleumdung sind die Juden von Damaskus und Rhodus Dualen ausgefetzt worden. Die Falschheit der Anklage gegen die von Rhodus ist vollständig erwiesen worden. Die Religionsbücher der Juden sind außerdem von kundigen Männern untersucht worden und das Ergebnis der Prüfung hat gezeigt, daß den Juden sogar der Genuß von Tierblut verboten ist, geschweige von Menschenblut. Wir können daher nicht zugeben, daß die jüdische Nation ferner gequält und belästigt werde, wir wollen vielmehr, daß sie laut des Hatti-Scherif von Gülhannyy (der oben erwähnte Gnadenbrief) dieselbe Gerechtigkeit wie die anderen Nationen genieße. Sie soll daher in unserem Reiche geschützt und verteidigt werden.

So geschahen in der Türkei im Jahre 1841.

Zur Geschichte der Cerealien.

Kulturhistorische Skizze von S. Schlüter.

Selten ist die Bedeutung des Getreides für die Kultur so kurz und trefflich gekennzeichnet worden, als durch folgende Anrede eines nordamerikanischen Indianerhäuptlings an seinen Stamm, die Knapp in seinem „Lehrbuch der Technologie“ mitteilt. „Seht Ihr nicht,“ sprach dieser Wilde, „daß die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? Daß das Fleisch mehr als dreißig Monden braucht, um zu wachsen, und oft selten ist? Daß jedes jener wunderbaren Körner, die die Weißen in die Erde streuen, ihnen mehr als hundertfältig zurückgibt? Daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine hat zum Fortlaufen, wir aber deren nur zwei besitzen, um es zu haschen? Daß die Körner da, wo die weißen Männer sie hinsäen, bleiben und wachsen? Daß der Winter, der für uns die Zeit unserer mühsamen Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben

sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also jedem, der mich hören will, bevor die Cedern unseres Dorfes vor Alter werden abgestorben sein, und die Ahornbäume des Tales aufhören, uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischfresser vertilgt haben, wofür diese Jäger sich nicht entschließen zu säen.“

Die Voraussetzung dieses Indianers war, wie die Folge lehrte, eine richtige, das Geschlecht der „Jäger“ verschwindet immer mehr und die Kultur der „Kornsäer“ wird bald die letzten Reste jener vom Erdboden vertilgt haben.

Der Anbau der mehltreichen Grasarten, deren Kultur der oben vorgeführte Häuptling seinen Mannern empfahl, und die ihres Gehaltes an Kleber und Stärke halber die Hauptbestandteile vegetabilischer Ernährung bilden, geht bis ins graue Alter

tum zurück, und keine feststehende Ueberlieferung bezüglich der Zeit, da man anfing Getreide zu bauen, ist auf uns gekommen. Höchstens die vergleichende Sprachforschung kann im allgemeinen den Zeitraum feststellen, in welchem ein Volk begann, in seiner Sprache eigene Bezeichnungen für Landwirtschaft und was damit zusammenhängt, aufzunehmen, und hiernach ist ungefähr auf die Zeit zu schließen, von welcher an Bodenbebauung und Agrikultur überhaupt begann.

Man darf annehmen, daß unter den ersten Pflanzen, denen der Mensch seine Pflege widmete, jene Arten der Gräser sich befanden, welche noch heute hauptsächlich zur Bereitung von Brod benutzt werden. Schon in der Pyramidenzeit wurden in Egypten die Felder gepflügt und mit der Hacke bearbeitet, und Weizenkörner, die man im Innern der Riesenbauten des Nillandes vorfand, und jetzt, nach Jahrtausenden, noch zum Keimen brachte, bezeugen, daß schon damals der Mensch dem Getreidebau oblag. Die ägyptische Sage erzählt, daß der Sonnengott Osiris, um den Menschen davon abzubringen, seine Mitmenschen zu essen, diesen durch die Isis auf die Frucht des Weizens aufmerksam gemacht habe, die bisher unbeachtet unter Gräsern wuchs. Gleichzeitig lehrte Osiris dem Menschen das Zerreiben der Körner, das Rösten des Mehles an der Flamme und das Baden des Brodes im Ofen. — Auch in Indien und China finden sich Spuren von frühzeitig entwickeltem Getreidebau. So berichten die alten Sanskritbücher von dem Weizen, und der chinesische Kaiser Ching-nong soll im Jahre 2822 v. Chr. bereits Reis und Weizen aus Indien nach China eingeführt haben. Auch in Europa zeigen Spuren auf früh entwickelten Getreidebau hin. In den Ueberresten, die in den Pfahlbauten der Schweiz gefunden wurden, zeigten sich nicht weniger als fünf verschiedene Arten von Weizen und drei Arten Gerste, und es ist kaum anzunehmen, daß die Bewohner der Pfahlbauten diese Körner durch den Handel erhielten, vielmehr ist es wahrscheinlich, daß das Korn dort, wo es gefunden wurde, auch gebaut ward, so daß wir in jenen Ueberresten die Früchte der landwirtschaftlichen Tätigkeit der Urbewohner Europas vor uns haben.

Nach unserem Wissen über die Abänderung der Pflanzen durch Versetzen in ein anderes Klima, durch natürliche und künstliche Zuchtwahl, durch Düngung u. s. w. ist nicht wohl anzunehmen, daß unsere kultivirten Pflanzen ursprünglich in derselben Form, unter welcher wir sie heute kennen, existirten. Es steht vielmehr fest, daß diese Pflanzen sich wesentlich verändert haben, veredelt sind, und einige Forscher behaupten geradezu, daß nur deshalb die Urform unserer Kulturpflanzen nicht aufzufinden ist, weil diese in einem solchen Maße modifizirt sind, daß man ihre ursprüngliche Form nicht mehr erkennen kann. Bezeichnet doch ein französischer Forscher, de Candolle, von hundertsebenundfünfzig von ihm beschriebenen Kulturpflanzen nicht weniger als zweiunddreißig als solche, die in ihrem ursprünglichen Zustande völlig unbekannt sind.

Einige Forscher nehmen an, daß die Form unserer Getreidepflanzen aus dem Grunde auch früher dieselbe oder doch annähernd dieselbe gewesen sein müsse, wie jetzt, weil andernfalls der Mensch nicht den Wert dieser Pflanze erkannt und sie nicht zur Nahrung genommen hätte. Dieser Ansicht gegenüber weist Darwin darauf hin, daß noch heute manche wilden Stämme sich von Früchten und Wurzeln nähren, die der Urform unserer Getreidepflanzen in bezug auf Nahrhaftigkeit sehr nahe kommen dürften. Besonders zu Zeiten der Hungersnot ist der Naturmensch und auch wohl sein zivilisierterer Bruder nicht so wählerisch. Der Mangel mag oft genug den Menschen der Urzeit dazu gezwungen haben, alles, was er fassen und verschlingen konnte, zu sich zu nehmen und als Nahrungsmittel zu benutzen. Bei afrikanischen Stämmen werden noch heute die Wurzeln verschiedener Schilfarten zum Essen benutzt und selbst in unserm Deutschland sehen wir noch heute die Kinder Schilfwurzeln genießen. Es wird von Reisenden mitgeteilt, daß verschiedene afrikanische Stämme mehrere Arten Grassamen sammeln, welchen sie, in Wasser gekocht, genießen. In ähnlicher Weise wird der Mensch der Vorzeit auch die — vielleicht sehr geringe — Nähr-

kraft der Urformen unserer mehrlartigen Grasarten kennen gelernt haben. War einmal die Erkenntnis vorhanden, daß diese oder jene Pflanze — hier also bestimmte Grasarten — zu Zeiten der Hungersnot Ersatz für sonst übliche Nahrung bot, so mußte das Ansammeln dieser Pflanze die nächste Folge sein und von hier bis zum selbständigen Anbau war nur ein Schritt. Was von mehreren unserer Gemüsearten unzweifelhaft feststeht, nämlich: daß sie sich aus wilden, kaum zu genießenden Arten zu ihrer jezigen Vollkommenheit entwickelt haben, sollte das nicht auch von unseren Getreidesorten gelten? Je nach Klima, Bodenbeschaffenheit, Zeit der Aussaat u. s. w. wurden sie veredelt und modifizirt, verschiedene Varietäten entstanden und nach und nach entwickelte sich aus jenen einfachen Gräsern unser geschätztes Getreide.

Nach der Heimat unserer Cerealien hat man bisher vergeblich gesucht. Soviel steht fest, daß — mit Ausnahme des Mais — sämtliche bekannteren Körnerfrüchte der alten Welt entstammen. Während einige Forscher behaupten, die Urform des Weizens in verschiedenen Teilen Asiens gefunden zu haben, wird das von anderen bestritten. Wie Diodor Siculus erwähnt, war es ein Glaube alter Völker, daß an verschiedenen Orten Siciliens der Weizen wild wachse, und auch Goethe hegte diesen Glauben. In Wirklichkeit handelt es sich indes um verwilderte Pflanzen, wie es denn überhaupt oft unmöglich erscheint, zwischen wilden und verwilderten Pflanzen zu unterscheiden. Nach Humboldt verdient am meisten Vertrauen eine Mitteilung des Professors Koch, der im pontinischen Gebirge 5—6000 Fuß hoch vielen Roggen vorfand, und zwar an Orten, wo, nach der Erinnerung der Anwohner diese Getreideart nie vorher angebaut worden war. Ein Beweis ist aber hiermit noch nicht erbracht und das Dunkel über die Herkunft unseres Getreides ist immer noch nicht gelichtet.

Von den Cerealien, zu denen etwa 20 der 4000 Arten reichen Familie der Gräser gehören, sind es besonders Reis, Mais, Weizen und Roggen, die unsere pflanzlichen Nahrungsmittel bilden. Ueber die Hälfte aller Menschen lebt von Reis, vom Reste wiederum der größte Teil vom Mais und die Zahl der von Weizen und Roggen lebenden Menschen kommt erst in dritter und vierter Reihe. Sehen wir im Norden und Osten Europas den Roggen am meisten angebaut, so tritt uns in West- und Mitteleuropa — zum Teil auch in Nordamerika — der Weizen als Hauptkorn entgegen, während der Mais in Südeuropa, Amerika, Nordafrika und einem großen Teil Asiens der Landwirtschaft das Gepräge gibt. Im übrigen Teil von Afrika und Asien ist es der Reis, von dessen Gedeihen das Wohl der Landbevölkerung abhängt. Gerste, Hafer, Hirse, Buchweizen, Kartoffeln und Hülsenfrüchte — alles Cerealien, dieses Wort im weitesten Sinne genommen — kommen den oben genannten vier Pflanzen gegenüber weniger in Betracht und sind für die Ernährung des Menschen von geringerer Bedeutung.

Der Reis hat sein Vaterland wahrscheinlich in Indien, wo er seit langem gebaut wurde. Seit über 5000 Jahren auch in China kultivirt, wohin er von Indien eingeführt wurde, bildet er in diesen zwei Reichen das Hauptnahrungsmittel der Bewohner. Europa wurde erst durch die Eroberungszüge Alexanders des Großen mit dieser Frucht bekannt, ohne daß indes die Pflanze angebaut wurde. Man bezog vielmehr den Bedarf an diesem Korn aus Asien, von wo dasselbe über das persische und rote Meer in die Häfen des makedonischen Weltreiches eingeführt wurde. Von römisch-griechischen Ärzten wird erzählt, daß sie aus Reis ein schleimiges Getränk bereiteten, welches sie bei ihren Patienten anwandten. Der weite Transport verteuerte das Korn derartig, daß es eigentliche Volksnahrung noch nicht wurde, und erst die Mauren waren es, die neben so vielen andern neuen wichtigen Pflanzen auch den Reis zuerst in Europa, nämlich in Spanien, kultivirten, nachdem sie auch Unteregypten mit dem Bau dieser Pflanze bekannt gemacht hatten.

Auf dem Wege des Küstenhandels versahen die Araber nun auch ihre christlichen Nachbarn mit dieser Frucht, und als der

christliche Fanatismus die maurische Kultur zerstörte und die Mauren aus Spanien vertrieben wurden, gingen die Reisfelder in den Besitz der Christen über. Mit der Ausbreitung des spanischen Weltreiches erlangte auch der Reiszbau weitere Ausdehnung. Besonders in Norditalien und in der Levante fand das neue Produkt guten Boden zum Anbau. Der Reis bedarf zum Gedeihen wasserreicher Niederungen, und in Venedig und im Mailändischen fanden sich diese im reichsten Maße. Im Jahre 1522 legte der General Trivulci auf seinem Gute am Tartaro eine Reispflanzung an und schon 1530 war der Reiszbau in der Lombardei weit verbreitet und die zeitliche Einfuhr von Damiette in Egypten und von Majorka sehr beschränkt.

Nach Amerika gelangte die Frucht gleichfalls durch die Spanier und zwar im Jahre 1701, seit welcher Zeit sie dort, besonders in den Südstaaten der Union, so stark gebaut wird, daß Amerika — dann Ostindien und Java — das größte Quantum dieses Produkts auf den Markt bringt.

In Europa trifft man jetzt auf Reiszbau außer in Oberitalien nur noch in Spanien, in der Türkei, Griechenland, in der friaulschen Tiefebene — in den Bezirken Carrignano und Monfalcone — in den Sumpfsgegenden des temesvarer Banats, in Ungarn und im südlichen Rußland. Auch in Deutschland hat man, indes vergeblich, Akklimatisationsversuche gemacht. Vor wenigen Jahrzehnten in Europa noch ein Luxusartikel, werden jetzt nahezu zwei millionen Zentner Reis nach Europa eingeführt.

Der Reiszbau ist für die damit beschäftigten Arbeiter ein äußerst ungesunder und beschwerlicher, und die als Folge der feuchten Ausdünstungen auftretenden Fieber bereiten manchen von ihnen ein frühes Ende. In Italien sind es zumteil die Bewohner der südlichen Alpenabhänge, mit deren Hilfe der Reiszbau betrieben wird. Alljährlich zur bestimmten Zeit steigen diese Leute von ihren Bergen hinab in die Ebene; sie müssen durch Arbeit in den Reisfeldern ihr Leben wagen, um ihr Leben zu gewinnen. Ehe die Reiskaat dem Boden anvertraut wird, setzt man die dazu bestimmten Felder mehrere Tage lang unter Wasser. Nach Ablassen des Wassers wird gesät und wiederum das Feld überschwemmt, um ein drittesmal in ähnlicher Weise zu verfahren.

Die Pflanze, die, wie schon erwähnt, nach dem Reis der größten Zahl von Menschen zur Nahrung dient, ist der Mais, unter andern auch als türkischer Weizen und Welschkorn bekannt. Die Urform des Mais ist in Dunkel gehüllt, denn auch der Anbau dieses Grases geht in die graue Vorzeit zurück. Darwin fand an der Küste von Peru Maiskolben, die zusammen mit Seemuscheln in einer Erdschicht lagerten, welche 85 Fuß hoch über den Meeresspiegel emporgehoben war. Als jene Schicht sich also auf dem Niveau des Meeressbodens befand, wurde in jenem Teil Amerikas bereits der Mais angebaut. Bei der Entdeckung der „neuen Welt“ ward der Maisbau von den Ureinwohnern von den jezigen Neuenglandstaaten bis hin nach Chili betrieben. Anfangs des 16. Jahrhunderts gelangte der Mais von Amerika nach Spanien, und bald wurde er in den meisten westeuropäischen Ländern als Gartenpflanze gezogen. Auch als Feldfrucht wurde dieses Korn bald gebaut, und über Italien kam es nach der Türkei und den Donauländern. Als Welschkorn kam es von Italien, als türkischer Weizen vom Balkan nach Deutschland. In einem 1539 zu Straßburg erschienenen „Kräuterbuch“ sagt der Verfasser: „Unser Germanien wird bald Felix Arabia (glückliches Arabien) heißen, dieweil wir so viel fremdes Gewächs von Tag zu Tag aus fremden Landen in unsern Grund gewöhnen, unter welchen das groß Welschkorn nit das geringst ist.“

Ob der Verfasser Ursache hatte, das Land glücklich zu preisen, welches dieses Geschenk Amerikas empfing, ist sehr zu bezweifeln. Wenigstens haben die Menschen, die gezwungen sind, den Mais als Hauptnahrung zu genießen, wenig von diesem Glück gespürt. Der Mais, „der Proletarier unter den Getreidearten, wie die Kartoffel der Proletarier unter den Knollengewächsen, hat,“ wie sich ein Schriftsteller ausdrückt, „sich auf Kosten nützlicherer Pflanzen allzusehr ausgedehnt.“ Schon Darwin weist in seiner

„Reise eines Naturforschers“ darauf hin, daß die Verminderung der Eingeborenen von Neuseeland — der Maoris — zwischen 1830 und 1840 beginnt, zur selben Zeit, als der Mais (und die Kartoffel) sich dort ausbreitete und ein Verfahren entdeckt und angewandt wurde, fauligen Mais durch Einweichen in Wasser zuzubereiten. Inwiefern und ob durch Ausbreitung des Mais und der Kartoffel eine Degeneration der europäischen Bevölkerung herbeigeführt wurde, ist eine Frage, die noch der Beantwortung des Forschers harret, gewiß aber ist, daß der Mais dort, wo er ausschließliches Nahrungsmittel bildet, schreckliche Folgen gehabt hat. Wir sehen das besonders an Italien. Hier wurde bis zum Ende des 16. Jahrhunderts der Mais nur als Futterpflanze gebaut und nur in Zeiten der Hungersnot als Nahrungsmittel für Menschen verwandt. Anfangs des 17. Jahrhunderts aber ward dieses Nahrungsmittel allgemeiner von den armen Leuten genossen. Seit dieser Zeit grassirt in den gesegneten Gefilden Italiens aber auch jene schreckliche „Krankheit der armen Leute“, die Pellagra, von der Autoritäten behaupten, daß sie eine Folge des Maisgenusses sei.

Die Untersuchungen italienischer Aerzte haben dargetan, daß im allgemeinen die Pellagra dreißig Jahre nach Beginn des Maisgenusses sich einstellte. Zuerst wurde sie 1735 in Asturien — nach Spanien gelangte der Mais aus Amerika zuerst — von dem Arzte Casal beobachtet und beschrieben. Im Jahre 1740 beobachtete ein italienischer Arzt die Krankheit im Gebiete von Feltre. 1755 trat sie in Frankreich, 1848 in Algier und 1850 in den Donaufürstentümern auf. Was bei ihrer Verbreitung zunächst auffiel, waren zwei bezeichnende Umstände: die örtliche Ausdehnung war auf den Raum zwischen dem 42. und 46. Breitengrad beschränkt, mit Ausnahme von Frankreich, wo sie bis zum 49. ging; und ihr Ausbruch folgte nie ein Schatten der Kultur und dem überwiegenden Genuß des Mais oder türkischen Weizens.

Diese entzückliche Krankheit vererbt sich auf die Nachkommen des davon Befallenen und ist im vorgerückten Stadium unheilbar. In vielen Fällen zeigen sich Geistesstörungen, und häufig ist damit die Neigung zu Tobschlag und Selbstmord verbunden. Man hat von der Krankheit behaftete Mütter gefunden, die neben den von ihnen mit der Art erschlagenen Kindern fruchtlos und das Blut wegzulassen suchten. Die Zahl der von dieser Seuche Befallenen betrug 1830 in der Lombardei 20000, 1856 38000 und 1880 nahezu 41000, während ihre Gesamtzahl in Italien in diesem Jahre über 78000 beträgt. Die Städte leiden nicht unter der Pellagra, weil er bessere Nahrung hat als der ländliche Arbeiter Italiens. Dieser lebt in einem solchen Elend, daß er, wie ein Beobachter jüngst mitteilte, deshalb sich gerne an den Mais als Nährmittel hält, weil er ihn beinahe roh verzehrt und so die Kosten für Feuerung spart.

Bis vor kurzem war die Annahme eine ziemlich unbefristete, daß Europa den Mais erst von Amerika erhalten habe. In neuester Zeit wird nun behauptet, daß schon lange vor der Entdeckung Amerikas der Mais in Italien angebaut worden sei. Anhänger dieser Ansicht behaupten, in einem schon 1515 veröffentlichten Dokumente werde die Tatsache mitgeteilt, daß zwei von der Belagerung Konstantinopels zurückkehrende Kreuzfahrer bereits 1204 dieses Korn in die Markgrafschaft Savoyen eingeführt haben, und ein mailändisches Statut vom Jahre 1396 soll den Mais ausdrücklich als Futterpflanze erwähnen. Weiter soll der Italiener C. Bertagnolli durch fleißiges Nachschlagen in mittelalterlichen Chroniken gefunden haben, daß das türkische Korn wenigstens hundertmal zu Zeiten erwähnt wird, als niemand an Amerika dachte. Weiter wird behauptet, daß in einem Teilpachtvertrag aus dem Jahre 813 gleichfalls schon das türkische Korn genannt werde. Wenn hier nicht eine Verwechslung mit einem andern Getreide vorliegt, so wäre hieraus auch die große Verbreitung des Maisbaus erklärlich. Denn nicht nur in Amerika und Europa finden wir den Mais kultiviert, sondern auch in Australien, Asien und Afrika, und in letzterem Weltteile sogar da, wo noch nie ein Europäer hinkam.

Warum ich kein Pfarrer wurde.

Von A. Titus.

Da ich einen mir nicht wohlgesinnten Stiefvater hatte, so nahm mich meine Großmutter zu sich, um mir eine geeignete Erziehung zu geben. Die gute Frau, der ich dankbar sein muß, stammte aus einer Pfarrersfamilie, und meine Erziehung war demgemäß eine gut christliche. Meine Großmutter sorgte dafür, daß ich recht viel Religionsunterricht bekam und recht fleißig die Kirche besuchen mußte. Sie war für das Heil meiner Seele weit mehr besorgt, als für das meines Körpers. Denn wenn ich im Winter mit halberfrorenen Füßen aus der Kirche kam, so fanden meine Klagen kein Gehör. Es war einmal Sitte so, daß man im Winter während der Predigt halberfrorene Füße hatte. Selbst mein Einwand, daß ich unter solchen Umständen mich nicht an der Predigt erbauen könne, half nichts. Es mußte weiter gefroren werden.

Da meine Frömmigkeit nicht stark genug war, meine Füße gegen den Frost zu schützen, und ich meine Klagen häufig wiederholte, so begann mein sittlicher Wert und sein religiöses Gepräge bei meiner Großmutter bedeutend im Kurs zu sinken. Wer bei einer so schönen Predigt, wie mein braver Oheim, der Stadtpfarrer, sie zu halten pflegte, noch an seine kalten Füße denken könne, der müsse, meinte meine Großmutter, nicht vom rechten Glauben durchdrungen sein und habe kein Verständnis für christliche Erbauung. Als ich einmal mit der ganzen Offenherzigkeit der „Flegeljahre“ bemerkte, mein Glaube und mein Verständnis würden vielleicht zunehmen, wenn sie mir gestattete, mich während der Predigt eines warmen Fußsacks zu bedienen, da wurde sie mir ernstlich böse. Ich hatte Mühe, sie wieder gut zu stimmen, trotzdem sie selbst im Winter in der Kirche mit einem großen, mit Pelz gefütterten Fußsack versehen war, den ihr das Dienstmädchen dahin nachtragen mußte und der ihr die Andacht und Erbauung wesentlich erleichterte.

Zudem waren solche großmütterliche Nachforschungen über meinen inneren Wert damals für mich keineswegs so gleichgiltig, als sie mir etwa heute sein würden. Denn meine Aussichten für mein ganzes späteres Leben hingen damit eng zusammen. Meine Großmutter hatte mir nämlich versprochen, daß ich auf ihre Kosten Theologie studiren, oder wie sie sagte, Pfarrer werden sollte, wenn ich mich zu solchem Amt qualifiziren würde. Meine Konfirmation stand damals bevor, und an diesem hohen Tage sollte sich es zeigen, ob ich die Qualifikation zum Geistlichen besäße oder ob die in dieser Beziehung bereits erwachten Zweifel meiner Großmutter berechtigt seien. Vor diesem Tage war mir sehr bange und zwar aus verschiedenen Gründen.

Da ich von Natur aus glücklicherweise weder sauerbösig noch griesgrämig oder gar buckmäuserig bin, so konnte ich die hohen Ansprüche, welche meine Großmutter an mich, als künftigen Seelsorger stellte, unmöglich befriedigen. Ich war ein wilder und oft ungezogener Bube, wie es die meisten gesunden Jungen sind, trieb mich soviel ich konnte mit anderen im Walde umher, stahl Obst und Trauben und verübte allerhand mutwillige Streiche. Wollte ich mir das Wohlgefallen meiner Großmutter erwerben, so mußte ich den Kopf hängen, die Augen fleißig gen Himmel aufschlagen, recht viel beten und bei dem kleinsten Vorkommnis mit einem passenden Bibelspruch bewaffnet sein. Allein ich brachte es zu keiner Fertigkeit in diesen Exerzitien, obschon wir auf dem Gymnasium wöchentlich mehrere Religionsstunden hatten und der als Religionslehrer fungirende protestantische Pfarrer es sich zum Ziel gesetzt hatte, uns dahin zu bringen, daß wir jeden Bibelspruch, den wir hörten, auch sofort aufschlagen könnten, d. h. Kapitel und Vers, wo er stände, wenigstens ungefähr wüßten. Ich hab's in dieser Fertigkeit nicht weit gebracht.

Bei den häufigen Familienfesten, die bei meiner Großmutter stattfanden, waren immer viele Pfarrer aus unserer Verwandt-

schaft anwesend; es wurde tüchtig geschmaust und gebechert und zuweilen auch Whist oder Tarok gespielt. Alle waren dabei seelenvergnügt; warum sollte ich also ein Kopfhänger sein? Ja es war einer darunter, der beim Whist, wenn er verlor, grimmig zu fluchen und zu wettern pflegte, wie ein alter Soldat. Bei jedem Kernfluch zählte meine Großmutter, und wenn das Duzend voll war, sagte sie würdevoll: Schwager, mach's nicht zu arg! — Trotzdem aber wurden oft mehrere Duzend voll.

Wurde ich so mit inneren Widersprüchen erfüllt, so vermehrten noch anderweitige Umstände meine unbehagliche Stimmung, je näher der Tag der Konfirmation herankam. Das war nicht etwa die Konfirmation selbst — dafür war ich zu gut erzogen — sondern einige mit der Konfirmation zusammenhängende Gebräuche machten mir schwere Sorgen, so schwer, daß ich Nachts in unruhigen Träumen tobte oder mich schlaflos auf dem Lager umherwälzte.

In meiner Vaterstadt hielt man mit seltener Zähigkeit an dem Alten fest. Wie man besorgt war, die finsternen, engen und unbequemen Häuser trotz aller Baufälligkeit, die schmalen krummen und schmutzigen Straßen trotz ihrer Unbequemlichkeit in dem Zustand zu erhalten, in dem sie sich seit Jahrhunderten befanden, so wurden auch veraltete Gebräuche mit einem Ernste aufrecht erhalten, als ob es gar kein neunzehntes Jahrhundert gäbe. Der Konfirmand mußte, sowohl im Gymnasium als in der Volksschule, den ganzen lutherischen Katechismus auswendig lernen. Denn acht Tage vor der eigentlichen Konfirmation wurde eine Prüfung der Konfirmanden vorgenommen, bei der ihre Eltern und Angehörigen und wer sonst noch wollte zugegen waren. Die Konfirmanden gruppirtren sich um den Altar, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite, und da prüfte der Dekan des Kirchsprengels, d. h. jeder einzelne Konfirmand mußte eine beliebige Stelle des Katechismus, die der Dekan ihm bezeichnete, aus dem Gedächtnis hersagen. Da man nicht wußte, welche Stelle der Dekan wählen würde, so mußte man eben den ganzen Katechismus auswendig lernen. Wer die Fragen des Dekans nicht genügend beantworten konnte, galt vor der ganzen Gemeinde als unsterblich blamirt.

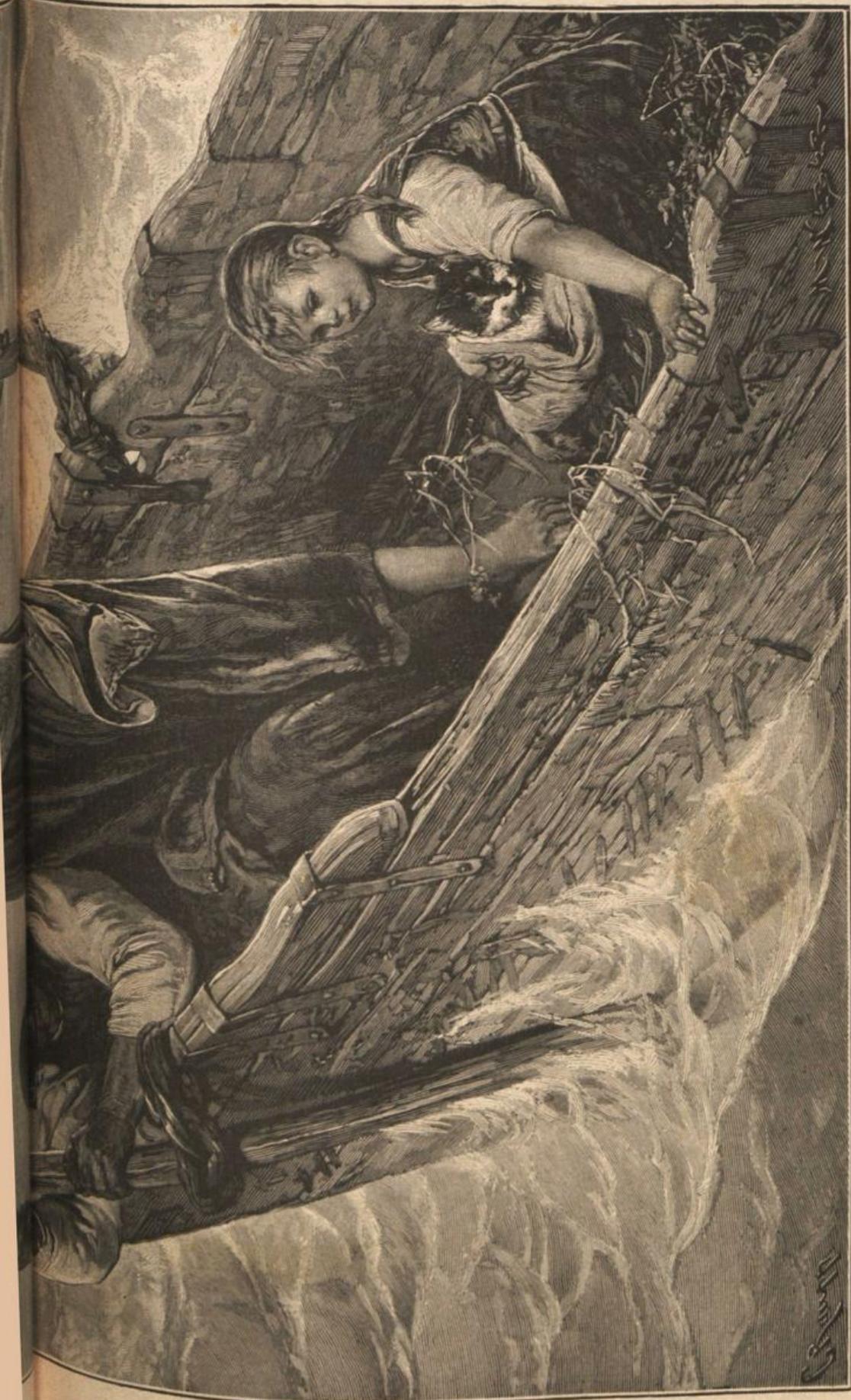
Das war es jedoch nicht allein, was mich ängstigte, denn ich besaß ein leidlich gutes Gedächtnis. Es hatte sich noch eine andere schöne Sitte für die Konfirmationszeit bei meinen biederen Mitbürgern fortgeerbt. Am Tage vor der Konfirmation hatte nämlich der Konfirmand vor seine Eltern, Großeltern und alle seine am Plaze oder in der Nähe wohnenden Verwandten zu treten und sie für alles Böse, das er ihnen zugefügt, um Verzeihung zu bitten.

Diese Anforderung machte mir weit mehr Kummer, als das Auswendiglernen des lutherischen Katechismus. Denn einmal war ich mir nicht bewußt, meinen Verwandten Uebles zugefügt zu haben; zum andern waren mir die meisten Persönlichkeiten dieser pietistischen Sippe in der Seele zuwider und am meisten fürchtete ich die geharnischte Straf- und Bußpredigt, die bei solchen Gelegenheiten von meiner Großmutter mit Sicherheit zu erwarten war. Schließlich empörte sich mein Stolz gegen diesen ganzen veralteten Gebrauch.

Aber was half das alles? Wenn mir auch mein verstorbener Vater ein kleines Vermögen hinterlassen hatte, so reichte dies keineswegs aus, um ein Studium bis zum Staatsexamen durchzuführen, und die Unterstützung durch meine Großmutter war die einzige Aussicht, die ich hatte. Also entschloß ich mich, in den sauren Apfel zu beißen und mich den fatalen Umständen anzubequemen. Kann man von einem vierzehnjährigen Jungen auch etwas anderes verlangen?

Die mir erwachsende Pflicht war eine doppelte. In den Osterferien, während jüngere und ältere Kameraden freie Zeit hatten, sich nach Herzenslust draußen herumtummelten und sich





Ein Völkler kommt! (Seite 128.)

ihrer sonnigen Jugend in aller Lust des Lenzes erfreuten, sollte ich mich in vier Wände einschließen und — den Katechismus von A bis Z auswendig lernen. Zugleich aber hatte ich dabei Gelegenheit, Selbstbeherrschung zu lernen, um den Wittgang zu meinen Verwandten mit der nötigen Demut antreten zu können.

Ich nahm mir vor, möglichste Energie zu entwickeln, aber — nun, wir werden sehen.

Beim Auswendiglernen des Katechismus war es Sitte, daß sich zwei befreundete Konfirmanden gegenseitig abhörten und sich so das mühselige Geschäft erleichterten. Nun wohnte keiner meiner Freunde in der Nähe; gegenüber aber wohnte ein Kontrolleur — was er eigentlich zu kontrolliren hatte, weiß ich nicht mehr — der eine Tochter Namens Fanny besaß, welche dieses Jahr gleichfalls konfirmirt werden sollte.

Ach Fanny! Du trägst die Schuld daran, daß ich heute nicht in Talar und Bäschen würdevoll die Kanzel besteigen und den Durst meiner Gemeinde nach Erbauung mit dem Wort Gottes löschen kann! Du trägst die Schuld daran, daß ich nicht an den Fleischtöpfen einer behaglichen Pfarre sitzen kann, sondern mich draußen mit Notten und Teufeln, wie der gute Doktor Martinus Luther sagt, herumschlagen muß!

Die Frau Kontrolleurin und meine Großmutter pflegten an schönen Tagen Nachmittags ihre Gärten zu besuchen, die neben einander lagen; sie gingen gewöhnlich zusammen.

Meine Großmutter war eine praktische Frau.

„Meinen Sie nicht,“ sagte sie eines Tages zur Kontrolleurin, „daß der Moys“ — das war nämlich meine Wenigkeit — „und die Fanny einander den Katechismus abhören könnten, während wir Nachmittags in den Garten gehen? Sie sind dann ungestört.“

Die Kontrolleurin, die wie eine Gans unaufhörlich während des Sprechens mit dem Kopfe zu nicken und zu wackeln pflegte, stimmte zu. Plötzlich aber warf sie einen scharfen Blick auf Fanny und mich, die wir eben am Fenster standen und uns über das Wetter unterhielten. Dann sagte sie meiner Großmutter etwas in die Ohren.

„Ach was,“ entgegnete diese in ihrer derben Weise, „es sind ja Kinder; die sollten sich unterstehen!“

„Aber so allein,“ sagte die Kontrolleurin und nahm eine sehr tugendhafte Miene an, die zu ihrer Häßlichkeit vortrefflich paßte.

„Nun,“ sagte meine Großmutter, „sie sind doch beide gut erzogen und —“

„Meinetwegen,“ unterbrach sie die Kontrolleurin. „Ich hoffe auch, daß sie fleißig sind.“

Ich hörte nur mit halbem Ohr hin, bemerkte aber, daß Fanny mich mit einem eigentümlichen Blick musterte. Gleich darauf aber wurde uns beiden offiziell angekündigt, daß wir uns den Katechismus abhören sollten und daß die Exerzitien gleich heute, in Kontrolleurs Wohnung, ihren Anfang nehmen sollten.

„Ihr habt fleißig zu sein,“ sagte meine Großmutter in ihrem strengsten und rauhesten Tone, „und dürft keine Zeit verschwenden. Sowie Ihr etwas anderes treibt, dann —“

Und sie drohte mit dem Finger ganz ernsthaft, worauf auch die Frau Kontrolleurin eine längere salbungsvolle Predigt hielt, mit deren Wiedergabe ich mir die Leser nicht zu belästigen getraue. Fanny und ich standen mich niedergeschlagenen Augen da, und nachdem die Zeit des Abhörens auf den Nachmittag jeden Wochentags festgesetzt war, schlichen wir nach entgegengesetzten Richtungen davon, als hätten wir kein gutes Gewissen mehr.

Ja, ja, der Böse hatte schon die Hand im Spiel!

Der Nachmittag kam; die Großmutter und die Kontrolleurin gingen eifrig schwazend zum Garten und ich ging hinüber zu Fanny. Es war eigentlich überflüssig, daß ich heute hinüberging, denn was sollte Fanny mir abhören? Ich hatte ja noch nichts auswendig gelernt. Aber ich ging doch.

Fanny war nicht schön, nicht einmal anziehend. Eine lange, klapperdürre Figur mit holländisch großen Händen und Füßen;

auf einem langen spindelbürren Halse saß ein Kopf mit stechenden schwarzen Augen, langen, wallenden, schwarzen Haaren und einer unbescheiden großen Nase. Aber Fanny war sentimental, feurig, schwärmerisch; sie hätte alle Anlagen zu einem Blaustrumpf gehabt, wenn sie von Natur nicht etwas kärglich mit Geist ausgestattet gewesen wäre.

Sicherlich war Fanny nicht dazu angetan, einen Mann in hellauflodernde Flammen zu versetzen. Allein sie war erst vierzehn Jahre alt und ich war ein Knabe von gleichem Alter. Und wenn man die Wahl hatte, den Katechismus auswendig zu lernen oder mit Fanny zu tändeln, so konnte man das letztere immer noch vorziehen.

Als ich hinüberkam, stand Fanny nachdenklich am Fenster mit dem Katechismus in der Hand; sie drehte sich rasch herum.

„Ach,“ sagte sie hastig, „ich soll dich abhören.“

„Nein, ich will dich abhören.“

„Aber,“ sagte Fanny errötend, „ich habe noch nichts gelernt.“

„Und ich auch nicht.“

Wir sahen uns an und brachen in ein schallendes Gelächter aus, wie man in der Jugend häufig tut, ohne genau zu wissen warum.

„Da muß ich wohl wieder gehen?“ frug ich.

„Gott bewahre,“ sagte Fanny, „bleib nur da!“ Und ich blieb.

Wir schwazten über allerhand für uns wichtige Dinge mit komischem Ernst, und als ich ging, hatten wir den Katechismus ganz vergessen.

Es blieb anhaltend schönes Wetter und die Großmutter ging mit der Frau Kontrolleurin jeden Nachmittag in den Garten; ich aber ging jeden Nachmittag zu Fanny, um — den Katechismus abzuhören.

Am zweiten Tag stellte sich heraus, daß wir beide wieder nichts memorirt hatten. Fanny sah mich so schnachsend an. Wenn man selbst ein langbeiniger, im schnellen Wachsen begriffener und in den Flegeljahren befindlicher Schlingel ist, nimmt man es mit weiblichen Schönheiten auch noch nicht so genau. Bald übten Fannys feurige und träumerische Blicke auf mich einen magischen Einfluß aus; wir begannen erst einander zu nicken und schließlich kam es dahin, daß ich die vor mir um den Tisch fliehende Fanny haschte und ihr einen tüchtigen Kuß gab. Sie war gar nicht so böse darüber, als ich befürchtet hatte, und die Tändelei ging fort; es entspann sich ein kleines kindisches und unschuldiges Liebesverhältnis mit all der Naivetät, die jenem Alter bei solchen Gelegenheiten eigentümlich ist.

Die Sache war romantisch und zog mich um so mehr an, als sie strengstes Geheimnis bleiben mußte. Aber der Katechismus? Nun, der Gedanke an die öffentliche Prüfung erfüllte uns beide mit einem gelinden Grauen. Allein wir dachten leichtsinnig: Nach uns die Sintflut! und betrachteten einzuweilen den Katechismus als unsern besten Freund, denn er war ja der schützende Vermittler unserer Zusammenkünfte. Ich begann Verse zu machen und die liebenswürdigen Eigenschaften meiner Fanny in zierlichen gereimten Versen zu besingen. Diese Erstlingsversen deckt glücklicherweise eine ewige Nacht, und ich weiß nur, daß sich die auch sonst nicht ganz seltenen Reime: „Ders und Schmerz, Lust und Brüst, Kuß und Genuß“ in denselben vorfinden.

Wenn ich Nachmittags zu Fanny kam, las ich ihr meine zu ihrer Verherrlichung gedichteten Verse vor und wurde regelmäßig mit einem Kuß für jede Zeile belohnt. Angesungene Damen finden die Verse ihrer Liebhaber immer hübsch, selbst wenn man erst vierzehn Jahre alt ist. Welche Dame wollte auch nicht gern ihre Reize in Versen gerühmt wissen? Fanny war so entzückt, daß sie mir sagte, ich werde ein großer Dichter werden, an welche Weissagung ich damals natürlich felsenfest glaubte. Im Laufe der Jahre ist dieser Glaube indessen so bedeutend erschüttert worden, daß ich heute nur noch Verse mache, wenn ich dazu durch ein unerbittliches Schicksal gezwungen bin.

Wenn der Ritter aber, wie man sagt, noch nicht hinter den Ohren trocken ist und die Dame noch kurze Kleider trägt, resp. im Flügelkleide geht, da flieht die Zeit doppelt schnell „im Raub verstoßener Wonnen“, und mit Schrecken erwachten wir eines Tages aus unserem Liebestaumel; wir fanden, daß bis zu dem gefürchteten Prüfungstag nur noch eine kurze Frist und es zur Unmöglichkeit geworden sei, den Katechismus überhaupt noch ganz auswendig zu lernen. Wir überblickten schauernd die ganze Größe des Abgrunds, vor dem wir standen, und ich beschloß meine poetische Tätigkeit mit einem höchst tragischen Schwanengesang, in dem ich vom goldenen Sonnenlicht Abschied nahm, um mich in den tiefen Schläunden des Unglücks zu begraben. Fanny vergoß heiße Tränen ob der bevorstehenden öffentlichen Blamage, und rührte mich dadurch so, daß unsere Tränen ineinander flossen, umsomehr, als ich zu befürchten hatte, daß mein böser Stiefvater die Blamage mit einer tüchtigen Portion ungebrannter Asche meinem Gedächtnisse dauernd einprägen werde.

Endlich siegte in mir der männliche Mut und ich schlug eine Flucht vor. Wir wollten nach Paris flüchten. In den Volksbüchern von W. D. von Horn hatte ich ja gelesen, daß

auch arme Sabohardenknaben in Paris oft ihr Glück machen; warum sollte das uns nicht gelingen? Der Ernst des Augenblicks schien Fanny diesem Gedanken geneigt zu machen. Allein wir erinnerten uns, daß wir kein Geld hatten, um eine solche Flucht auszuführen, und eine Fußreise schien uns denn doch zu gewagt, natürlich wegen der Wölfe in den Ardennen. Fanny von Wölfen zerrissen — der Gedanke ließ meine Haare sich emporsträuben.

So verbrachten wir die letzten Tage unter Seufzern, Tränen und Zärtlichkeiten. Wir sahen beide ganz angegriffen aus. Die Frau Kontrolleur und meine Großmutter meinten, wenn der Katechismus den jungen Leuten auch Anstrengung bereite, so dürfe an der Vorbereitung für den hochwichtigen Tag der Konfirmation nicht das geringste fehlen. Man widmete uns, als den fleißigen Märtyrern einer schweren Pflicht, eine stille aber wohlwollende Teilnahme. Nur die alte Annemarie, die durch ihr böses Mundwerk weithin bekannte langjährige Dienstmagd meiner Großmutter, faßte die immer blässer werdenden Wangen Fannys etwas anders auf und meinte gelegentlich, so loses junges Volk sollte man nicht unbeaufsichtigt zusammen lassen. (Schluß folgt.)

Moderne Schicksale.

Novelle von Carl Gorkik.

(4. Fortsetzung.)

7. Die erste Anklage.

Plötzlich wurde die Glastür, welche vom Korridor hereinführte, aufgerissen und so heftig in ihren Angeln bis an die Wand zurückgeschleudert, daß eine Scheibe klirrend zu Boden fiel.

Der Baron sprang auf.

Der Lärm der fallenden Scheibe brach den Bann, der seine Sinne bisher gefesselt hatte.

Die Blicke der drei Herren richteten sich gleichzeitig nach der Tür.

In derselben erschien Mistreß Jonston mit vor Zorn gerötetem Gesicht; einen Augenblick blieb sie auf der Schwelle stehen, ihr Auge musterte prüfend die Anwesenden; dann trat sie heftig in den Speisesaal.

Der Eindruck, den das Erscheinen der Dame auf die Herren machte, war ein sehr verschiedener.

Senger war unangenehm überrascht; er sah es sogleich der Mistreß Jonston an, daß sie nach der auf dem Polizeibureau gemachten Entdeckung nicht nur nicht eingeschüchtert, sondern von einer erhöhten Entschlossenheit beseelt war; er sah eine Katastrophe nahen; bis jetzt hatte er mit verdeckten Karten gespielt, nun galt es offenen Kampf, und er nahm die rücksichtsloseste Stellung ein. Auf seinem Gesicht trat der Ausdruck scharfer Verachtung hervor, sein Blick sagte jetzt dasselbe, was vorher sein Mund über seine Widersacherin gesprochen hatte.

Der Baron betrachtete sie halb verlegen, halb voll Teilnahme; er grüßte sie bei ihrem Eintreten und hielt im halben Gruße inne; links wie ein verwirrter Schulknabe stand er ihr gegenüber.

Mohrmann hatte sich genug in der Gewalt, um seine Stellung als Hotelwirt nicht zu vergessen. Er beobachtete ein artiges, wenn auch etwas reservirtes Benehmen; ein süßliches Lächeln spielte um seinen zusammengekniffenen Mund.

Mistreß Jonston ging, ohne die beiden andern Herren anzusehen, entschlossen auf den Hotelier zu.

„Herr Mohrmann,“ rief sie ihm entgegen, „Sie haben einen Fälscher in Ihrem Hause!“

Mohrmann, der keine Ahnung von dem Vorgang mit dem Paß hatte, trat beleidigt zurück.

„Madame!“

„Einen Fälscher, sage ich!“ fuhr sie kräftig fort, „in meinem Paße befinden sich Korrekturen, offenbar angebracht, um seine Wichtigkeit zweifelhaft erscheinen zu lassen, der Paß ist auf

meinen Wunsch zur Gesandtschaft geschickt worden, um nähere Recherchen auf telegraphischem Wege anstellen zu lassen!“

Senger wurde unruhig, faßte sich aber sogleich wieder.

Die beiden andern lauschten gespannt.

„Der Beamte war umsichtig genug,“ sagte sie, „meine Ansicht über die Sachlage vorläufig zu teilen, und ich bin unangenehm geblieben, was wohl nicht im Plane des Fälschers lag.“

„Madame, ich muß bitten,“ eiferte Mohrmann, „Sie sprechen so schwere Anschuldigungen aus, daß ich es meiner Reputation schuldig bin, sogleich alle meine Leute zu versammeln!“

Er wandte sich der Saalecke zu, um den Klingelzug in Bewegung zu setzen.

Sie vertrat ihm den Weg.

„Lassen Sie das; von Ihren Leuten hätte keiner ein Interesse daran, mich in Weitläufigkeiten zu verwickeln; das Falsum hat nur jemand begangen, der mich fürchtet und mich verderben wollte, um mir die Macht zu nehmen, gegen ihn selbst zu handeln.“

Ein niederschmetternder Blick aus ihren Augen traf bei diesen Worten Senger.

Dieser erkannte jetzt erst, welche Feindin ihm gegenüber stand. So lange hatte er nur die Rechtsansprüche gefürchtet, welche sie vertrat und durch Papiere dokumentiren konnte, nun fürchtete er sie selbst, denn er wußte die ganze zornige Entschlossenheit, welche ihm aus ihren Augen drohte, wohl zu würdigen.

Zwei geistig ebenbürtige Gegner standen sich gegenüber, wenn sie auch mit verschiedenen Mitteln und nach weit von einander verschiedenen Prinzipien kämpften.

Er vertrat das Prinzip der personifizirten Selbstsucht und der Niedrigkeit, — sie das der Tugend und Ehre. Noch stand die Waagschale zwischen beiden gleich; das Bünglein neigte sich nach keiner Seite. Aber der kritische Augenblick war da, der Kampf offen geworden.

Sie hatte ihn direkt angegriffen, auch er warf die Maske ab.

„Bester Mohrmann,“ sagte Senger, „Sie lassen mir wohl ein kleines Frühstück serviren, denn dies ist doch,“ — geringschätzig sah er die Dame an, — „der Speisesalon?“

Mistreß Jonston war über Sengers Worte und Benehmen empört.

„Unverschämter!“ konnte sie sich nicht enthalten, auszurufen.

„Unarten im Munde hübscher Frauen werden zu Schmeicheleien für einen Mann!“ erwiderte Senger mit artiger Höflichkeit, und setzte dann achselzuckend hinzu: „Ich bedaure nur, mich nicht rebanchiren zu können, da ich keine Sympathie dafür habe.“

„Ich sehe,“ zitterte es von ihren Lippen, „Sie spielen ein wohlbedachtes Spiel der Verdächtigung gegen mich fort, und hierdurch wird mein Argwohn zur Gewißheit, daß mein Paß durch Ihre Hände gegangen sein muß!“

Er trat ihr herausfordernd entgegen.

„Alles hat seine Grenzen,“ rief er stolz und hart, „also auch meine Geduld! Geben Sie Ihre Komödie mir gegenüber auf, mir imponiren Sie nicht! Ihr gestriges Eindringen in mein Haus und diese heutige Fortsetzung Ihrer Rolle zeigt von Gewandtheit, verspricht Ihnen aber bei mir keinen Erfolg!“

Mistress Jonston wich sprachlos vor Entrüstung zurück; nicht die Rechtsfordernde, sondern die Frau hatte er in ihr tödlich getroffen und sie einen Augenblick schwach und matt gesetzt.

Mohrmann beobachtete eine abwartende Politik.

Der Baron fühlte sich völlig gelähmt durch diesen so plötzlich und furchtbar hereingebrochenen Kampf zwischen einem Manne, den er so hoch verehrte, und einer Frau, deren Schönheit er vom ersten Augenblick an angebetet hatte, und die ihm jetzt — von ihm kompetenter Seite — so schwer verdächtig wurde.

Senger übersah sogleich, daß Mistress Jonston die Fassung verloren hatte; er benutzte seinen Vorteil und ließ sie garnicht wieder zur Besinnung kommen.

„Wechseln Sie lieber den Gegenstand,“ höhnte er mit glatter Zunge weiter, faßte die Hand des Barons und schob den jungen Mann, ehe dieser es hindern konnte, bis dicht vor die Dame, „hier, vielleicht Herrn von Warren, dessen Bekanntschaft Sie ja auch schon gemacht haben. Er ist noch in den Jahren der Illusionen und jeder Täuschung leichter zugänglich!“

Dann wandte er sich um und ließ sich auf einen Sessel nieder, als ob nun für ihn die Sache abgetan sei.

Mistress Jonston stieß einen Schrei aus, tiefes Erröten flog über ihr Gesicht.

„Ah — —“ sagte sie zuerst mit stockender, aber allmählich wieder fester werdender Stimme, „ich fange an zu begreifen, daß der Kampf, in welchen ich mich eingelassen, schwerer ist, als ich glaubte! Ich habe Sie noch unterschätzt, aber durch Ihr Benehmen fühle ich mich meines Versprechens gegen Sie entledigt, ich bewillige Ihnen die drei Tage Frist nicht mehr, und werde noch heute gegen Sie vorgehen!“

Senger durfte sich den beiden andern Herren gegenüber nicht merken lassen, daß er sie verstande, deshalb lachte er spöttisch und rief:

„Ha, ha, ha! Eine neue Wendung!“

Der erste, den Mistress Jonston aufzuklären wünschte, war Barron Warren. Es war ihr unerträglich, in seiner Gegenwart so beleidigt worden zu sein. Was sie sonst lange überlegt hätte, tat sie unter diesen Umständen ohne Bedenken.

„Herr Baron,“ wandte sie sich an diesen, „Sie sagten vorhin, daß Sie gekommen wären, mich zu sehen, wohlun, jetzt bitte ich Sie, mich auf mein Zimmer zu begleiten!“

Senger lachte höhnißch auf, während er im stillen überlegte, wie er jene beiden am schnellsten trennen könne.

„Ich werde,“ fuhr Mistress Jonston zum Baron fort, „Sie bitten, von einigen Papieren Kenntnis zu nehmen, die jenen Mann betreffen.“

„Papier ist geduldig, das beweist jener Paß!“ höhnte Senger weiter.

Der Baron, der sich inzwischen wieder gesammelt hatte, war an die Dame herangetreten und versuchte, sie zu beruhigen.

„Was Ihren Paß betrifft,“ sagte er zu ihr, „so müssen Sie sich täuschen, denn Herr Senger kann bei einer Fälschung desselben keinesfalls beteiligt sein, dafür büрге ich Ihnen.“

„Sie waren soeben lange genug mit diesem Herrn zusammen,“ antwortete sie, „um nicht seinem Einflusse hierin bereits unterlegen zu sein.“

„Gnädige Frau,“ beteuerte der Baron, dem es angenehm war, Senger in Schutz nehmen zu können, „Sie täuschen sich gewiß, denn wie Sie eintraten, war zwischen uns nur die Rede von Geschäften.“

Senger konnte einen Fluch nicht unterdrücken.

„Tölpel!“ knirschte er zwischen den Zähnen.

Das Gespräch nahm die für ihn aller schlimmste Wendung, wenn Mistress Jonston weiteren Einblick in seine Pläne bekommen sollte.

Er stand heftig auf.

„Endigen wir,“ rief er, „Herr Mohrmann, ich bat um Frühstück!“

Der Hotelier übersah insoweit die Gefahr, als es sich um Vereitelung eines lockenden Gewinns handelte, und kam Senger zuhülfe.

„Ich werde hier serviren lassen,“ sagte er, und machte absichtliches Geräusch durch Rücken eines Tisches und Klappen mit silbernen Messern und Gabeln, um die weitere Unterhaltung zu stören.

„Geschäfte?“ meinte Mistress Jonston ungläubig.

Senger ergriff die Hand des Barons und wollte ihn von der Engländerin entfernen.

Aber der Baron blieb hartnäckig stehen; er wollte durchaus zwischen jenen beiden vermitteln, da er in seiner Ehrenhaftigkeit noch immer an ein Mißverständnis zwischen ihnen glaubte.

„Wir sprachen nur von mir,“ versicherte er der Dame, „Herr Senger wollte mir bei dem Verkauf meiner Güter behilflich sein und erbot sich, die Geldverhältnisse dabei zu reguliren.“

Das Wort war gesprochen, die Wirkung folgte unmittelbar. Senger stampfte mit dem Fuße auf, seine Selbstbeherrschung ließ ihn jetzt doch im Stich.

Nun galt es einen Kampf um Leben und Tod.

Mistress Jonston stieß einen Schrei aus.

Sie vergaß einen Augenblick ihre eigene Lage und schwieg kurze Zeit, als ob plötzlich das Aufzucken eines Blitzes ihr einen neuen Abgrund auf nächtllichem Pfade gezeigt hätte.

„Ha!“ rief sie dann wie elektrisirt von der neuen Entdeckung, „sollte es so stehen? Dann bin ich vielleicht vom Himmel bestimmt, ein neues Vubenstück zu vereiteln!“ Das Mitleid veranlaßte sie, aus ihrer letzten Reserve herauszutreten; was sie sonst nicht getan hätte, das tat sie jetzt aus Besorgnis für den Baron. Sie ergriff dessen Hand und beschwor ihn mit aller Verebtsamkeit, die ihr zugebote stand, ihr zu folgen.

Aber auch Senger versuchte seinen Einfluß auf den Baron geltend zu machen. Seine Lage war um so schwieriger, da er eine Dame zu bekämpfen hatte, auf welche er als solche Rücksicht nehmen mußte, wenigstens äußerlich. Er durfte nimmermehr aus seiner Rolle als Kavaliere fallen; er würde dadurch unbedingt den Baron gegen sich selbst herausgefordert haben.

Auf Mohrmanns Läuten war der Oberkellner erschienen, um auf Weisung seines Herrn einen kleinen Tisch zum Dejeuner für Senger in Ordnung zu setzen.

Dann eilte Kaps nach der Küche und ließ dort ein Tablett mit kaltem Braten und Austern garniren, das Georg in den Speisesaal tragen sollte.

Mohrmann ging unruhig auf und ab, rückte hier einen Stuhl zurecht und ordnete dort etwas auf einem Tisch, was völlig in Ordnung war, und schaute dabei verstohlen und in ängstlicher Erwartung auf die Gruppe, in deren Mittelpunkt sich der ratlose Baron befand. Der junge Mann wußte nicht, ob er sich der Dame oder dem lang bewährten Freunde zuwenden sollte; er war in größter Verlegenheit, jene beiden plötzlich sich in so offener Feindschaft gegenüber stehen zu sehen.

Georg trat ein und setzte das Tablett mit dem Frühstück auf den Tisch und entfernte sich dann sogleich wieder, um eine Flasche Wein zu holen, dessen Marke ihm von Mohrmann bezeichnet worden war.

Senger zeigte nach dem servirten Tisch.

„Herr Baron, darf ich Sie bitten, beim Frühstück mein Gast zu sein?“

Mistress Jonston sah mit Schmerz seine Unschlüssigkeit.

Aber es galt nicht ihr, sondern sein Wohl, da durfte sie nicht zaudern. Sie nahm ihre Zuflucht zur stärksten Waffe der Frauen, gegen welche männliche Kraft fast stets zur Ohnmacht wird, zur Liebenswürdigkeit.

Mit dem holdesten Schmeicheltone flehte sie zum Baron: „Mein Herr, nur wenige Minuten für mich und Sie werden vieles anders beurteilen! Können Sie dem angstvollen Flehen einer Freundin widerstehen?“

Der Baron unterlag dem Zauber der reizenden Frau.

Er machte ihr eine bejahende Verbeugung und sagte zu Senger wie entschuldigend, daß er bald zurück sein würde.

„Gerettet!“ jauchzte Mistress Jonston und zog den Baron zur Tür, auf dessen Schwelle sie sich noch einmal umwandte.

Der süße weibliche Ton ihrer Stimme war verschwunden, als sie Senger kräftig zurückrief:

„Jetzt für Sie keine Schonung mehr!“

Dann schloß sich hinter ihr und Herrn von Warren die Tür. Senger brach fast vor Wut zusammen, als er sein Opfer

momentan ent schlüpfen sah. Er war keines Wortes mächtig, sondern streckte nur drohend die geballte Faust in der Richtung der Tür aus, durch welche Mistress Jonston verschwunden war.

„Wer ist denn diese Frau?“ fragte Mohrmann unruhig, „und was bedeuten ihre Anspielungen? Kann sie Ihnen

schaden?“

„Der Teufel hat sie hergeführt! Zum erstenmale im Leben

verläßt mich meine ruhige Besonnenheit und der Aerger übermannt mich fast, denn alles ist verloren, wenn wir nicht so gleich Mittel finden, sie unschädlich zu machen!“

„Aber in welchen Beziehungen stehen Sie zu ihr?“ fragte

Mohrmann, in dem die Ahnung aufdämmerte, wie gefährlich für ihn die Verbindung mit Senger werden könnte, da letzterer ihm heute in einem viel zweifelhafteren Lichte als jemals

erschien.

„Das ist gleichgültig!“ fuhr Senger auf. „Es genüge Ihnen, daß sie zu fürchten ist! Denken Sie, daß es eine gefährliche Pique-Dame ist, und helfen Sie mir, sie verschwinden zu lassen! Sie verstehen es ja ausgezeichnet, Volte zu schlagen!“

Mohrmann bebte über diesen grausamen Spott zusammen.

Der unglückliche Hotelier fühlte nur allzusehr, wie abhängig er von diesem Manne war, dem er, da derselbe sein Geheimnis

des falschen Spiels kannte, zu Diensten sein mußte, so oft er es nur verlangte.

Senger setzte sich an den servierten Tisch, da Georg mit dem

Champagner eintrat, und fing scheinbar an, zu frühstücken. In Wirklichkeit marterte sich sein Gehirn mit der Erfindung neuer

Pläne ab, die sämtlich darauf hinausliefen, Mistress Jonston zu verderben.

Mohrmann konnte keine weiteren Fragen an ihn stellen, weil die Gegenwart des Kellners dies unmöglich machte.

Nach wenigen Minuten stand Senger auf, zog mit Georgs Hilfe seinen Paletot an, ergriff seinen Hut und verließ nach kurzem Abschiedsgruß gegen Mohrmann das Hotel.

Mohrmann verneigte sich zwar sehr artig vor dem Fortgehenden, dachte aber im stillen gleichzeitig:

„O, nur eine Gelegenheit, mich von ihm zu befreien; und wär's auch durch seinen Untergang; ich trüge dazu bei, wenn ich nur nicht selbst kompromittirt würde!“

8. Das Beilchenmädchen.

Als Mistress Jonston mit dem Baron in ihr Zimmer eingetreten war, schleuderte sie Paletot, Sonnenschirm und Hut weit von sich, so daß diese Sachen unordentlich auf den Teppich niederfielen.

Sie wollte dem Baron einen Stuhl anbieten, aber die Stimme versagte ihr. Das Mißliche ihrer Lage stand ihr plötzlich vor Augen, die Spannung des Zorns, die sie bis jetzt aufrecht erhalten hatte, verschwand, da sie den Gehästen, der ihren Zorn erregt hatte, nicht mehr vor sich sah, ihre Kraft verließ sie immer mehr, — sie sank auf das Sopha, verbarg ihr Gesicht in den Händen und weinte bitterlich.

Die Teilnahme des Barons für die so arg gekränkte und verfolgte Dame stieg bei diesem Anblick auf das höchste.

Bis jetzt hatte er Mistress Jonston nur in vollster Kraft und blühender Schönheit vor sich gesehen, jetzt wurde er durch ihren Schmerz gerührt. Ihre herrliche Gestalt erbeute konvulsivisch durch den Ausbruch des lang verhaltenen Schmerzes, und krampfhaft rang sie ihre Hände, bis sie allmählich ruhiger wurde und die eine ihrer schönen weißen Hände kraftlos auf die Falten des herabhängenden Seidenkleides niedersank, während die andere das mit Spizen umsäumte Taschentuch vor die Augen drückte.

Die Bewunderung, die den Baron für die schöne Frau erfüllte, wäre allein wohl noch nicht die Veranlassung zu einem Geständnis geworden, das jetzt durch die Umstände beschleunigt wurde. Dieser Bewunderung gefellte sich nun das Mitleid hinzu; in dem Verlangen, sie trösten zu können, beugte er sich zu ihr hinab, ergriff ihre Hand und drückte einen ehrsüchtigen Kuß auf dieselbe.

Erschreckt fuhr Mistress Jonston in die Höhe und entzog ihm mit zürnendem Blick festig ihre Hand.

„Kann ein Zeichen meiner Liebe Sie verletzen?“ fragte er, durch den zornigen Ausdruck ihres Gesichts eingeschüchtert und verwirrt.

„Wer mir in diesem Augenblick von Liebe sprechen kann,“ rief sie, „beleidigt mich! Welch eine Liebe kann es sein, die man einer Abenteuerin weihet, als welche mich jener Elende bezeichnet hat?“

„Ich glaube an Sie, wie an mich selbst!“ entgegnete er mit dem Tone tiefster Ueberzeugung.

Sie sah ihn fest an; der Ausdruck des Zorns verschwand von ihrem Gesicht und machte einer tiefen Traurigkeit Platz.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bau des menschlichen Körpers.

Eine anatomisch-physiologische Skizze von Bruno Geiser.

(Fortsetzung.)

Der Verdauungsapparat im menschlichen Körper ist sehr kompliziert und für seine Aufgabe außerordentlich zweckmäßig eingerichtet. Er stellt sich dar als ein Rohr oder ein Kanal, der mit den Lippen beginnt und mit der Mastdarmöffnung im After (Anus) endet.

Die Lippen (labia) sind eine aus der Gesichtshaut und der Schleimhaut des Mundes gebildete Duplikatur der Haut*, in welche ein Muskel eingebettet ist, der die Mundspalte kreis-

förmig umgibt und der Schließmuskel des Mundes (musculus orbicularis oris) genannt wird.

Un diesen von den Lippen gebildeten, Mund genannten Eingang in den Verdauungskanal schließt sich die Mundhöhle (cavum oris) an, die nach hinten in die Rachenhöhle oder den Schlundkopf (pharynx) übergeht.

Die Mundhöhle besteht aus zwei Teilen, einer vorderen Höhle (vestibulum oris), welche bei geschlossenen Kiefern den Raum zwischen den Lippen mit den Wangen und den Kiefern sammt den Zähnen bildet; und einer inneren Höhle, der eigentlichen Mundhöhle, welche vorn und an den Seiten von den

* d. h. eine Verdopplung der Haut, bestehend in der Lagerung einer Hautplatte über einer andern.

Zähnen, oben von dem harten und weichen Gaumen und unten von der Muskelschicht eingeschlossen wird, auf der und durch die die Zunge bewegt wird.

Der harte Gaumen (palatum durum) ist die quere knöcherne Scheidewand zwischen Mund- und Nasenhöhle; seine Grundlage bilden in den vordern zwei Dritteln die Gaumenfortsätze der Oberkieferbeine, in dem hintern letzten Drittel die des Gaumenbeins.

Am hintern horizontalen Rande der Gaumenbeine befindet sich der, aus einer wulstigen, aus zwei Schleimhautplatten gebildeten Falte bestehende, weiche Gaumen (palatum molle), auch das Gaumensegel (velum palatinum) genannt, der nahezu ebensolang ist, als der knöcherne Gaumen, und von dessen hinterem Rande nach unten und rückwärts gegen die Zungenwurzel hinabgeht.

Mitten im freien unteren Rande des Gaumensegels ist ein länglicher, stumpf zugespitzter Vorsprung, das Zäpfchen (uvula) angebracht, zu dessen beiden Seiten sich die Gaumenbögen befinden, von welchen der untere vordere, der Zungengauembogen, bis zum Rande der Zungenwurzel hingehet, während der hintere obere, der Schlundgauembogen, sich seitlich in die Schleimhaut des Rachens verliert.

Zwischen den beiden Gaumenbögen bleibt an jeder Seite eine dreieckige Vertiefung; in denselben liegen die Mandeln (tonsillae), d. s. von der Schleimhaut umgebene Anhäufungen von Balgdrüsen mit Sekretionskanälen*), die im entzündlichen Zustand den Schlund verstopfen können.

Die Öffnung, welche von dem hintern Teil des Zungenrückens, dem weichen Gaumen und den Gaumenbögen gebildet wird, heißt die Rachenenge (isthmus faucium) und ist der Eingang zum Rachen.

Dieser ist ein muskelhäutiger, fast senkrecht abwärts gehender und sich trichterförmig verengernder Schlauch, der außer mit der Mundhöhle noch mit der Nasenhöhle und nach unten mit der Kehlkopföhle in Verbindung steht und in der Gegend des fünften Halswirbels in die Speiseröhre übergeht.

Die Speiseröhre, auch Schlund genannt (Oesophagus), ist eine muskelhäutige, innen mit faltiger Schleimhaut ausgekleidete Röhre etwa von Fingerdicke, welche hinter der Brusthöhle und vor der Wirbelsäule in die Brusthöhle hinabsteigt, hier rechts neben der absteigenden Aorta bis zum Zwerchfell (z)**) geht, dieses in der Höhe des neunten Brustwirbels durch ein Loch (das Foramen oesophageum) passiert, um in die Bauchhöhle einzutreten und hier sofort in den Magen überzugehen.

Der Magen, ventriculus, auch gaster oder stomachus (ma), liegt also unmittelbar unter dem Zwerchfell; nach unten grenzt er an das Querstück des Grimmdarms, nach vorn an die Bauchwand und den linken Leberlappen, hinten an die Bauchspeicheldrüse, rechts an die ihn zumteil verdeckende Leber (le) und nach links an die Milz (mi).

Seine Gestalt (vgl. Fig. 7, S. 17) ist die eines Dufelsacks; er ist etwa 34 Zentimeter lang und 12 bis 15 Zentimeter breit und damit der weiteste Teil des Verdauungskanal. Bei Männern faßt er ungefähr drei, bei Frauen zwei Kilogramm Flüssigkeit.

*) Sekretion heißt die Ausscheidung von Flüssigkeiten im menschlichen Körper.

***) Die so eingeklammerten kleinen lateinischen Buchstaben beziehen sich alle auf die hier gegebene Figur 8.

Die Magenwand wird gebildet aus drei Häuten, dem nach außen gewundenen Bauchfellüberzug, welcher ein Teil des Bauchfellsacks ist, der in der Mitte zwischen den beiden andern Häuten befindlichen Muskelhaut und der Schleimhaut.

Die Eintrittsöffnung der Speiseröhre in den Magen (Cardia) heißt auch der Magenmund (ostium oesophageum). Die engeringförmige Öffnung des Magens in den Zwölffingerdarm wird der Pfortner (pylorus) (p) genannt.

An diesem befindet sich eine durch ein Bündel von Ringfasern gebildete fadenartige Schleimhauterhebung, die Pfortnerklappe (valvula pylori), welche den Magen gegen den Zwölffingerdarm abzuschließen vermag, weshalb das oben erwähnte Bündel von Muskelfasern der Schließmuskel des Pfortners heißt.

Der Zwölffingerdarm (duodenum intestinum) hat seinen Namen davon, daß er ungefähr so lang ist, als zwölf Finger breit sind. Er ist der etwas weitere, hufeisenförmig von rechts oben nach links unten an die Bauchwand angeheftete, die Bauchspeicheldrüse (pancreas) umschließende Anfangsteil des Dünndarms (intestinum tenue), welcher letztere der längste und engste Teil des Verdauungsrohres ist, nämlich bei einer Länge von $5\frac{1}{2}$ bis 6 Metern — nahezu viermal so lang als der ganze menschliche Körper — nur etwa 3 Zentimeter weit.

Der Dünndarm ist in einer Menge sehr beweglicher Schlingen und Bindungen (du) in die Bauchhöhle gelagert. Sein oberer, in der Nabelgegend gelegener Teil heißt Leerdarm (intestinum jejunum), sein unterer, den Hüften naheliegender Teil, in welchen der erstere ohne bestimmte Grenze übergeht, wird als Krummdarm (intestinum ileum) bezeichnet.

Dieser letztere geht in seinem unteren Ende in den, Dickdarm (di) genannten, letzten Teil des Darms und des gesamten Verdauungskanal über.

Der Dickdarm (intestinum crassum) ist fast noch einmal so weit als der Dünndarm und $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{5}$ Meter lang. Er liegt wie ein Kranz um die Schlingen des Dünndarms herum und enthält viele Ausbuchtungen, von denen sich die erste gleich an seinem Anfange, in dem untern Teile der rechten Oberhüftgegend, bemerklich macht. Dieselbe besteht in einem kurzen blinden Darm.

Blinddarm (intestinum caecum) genannt, an welchem sich in dem federfeldicken, 5 bis 8 Zentimeter langen Wurmfortsatze (appendicula — oder processus — vermiformis) noch ein Anhängsel befindet.

Ein weiterer Teil des Dickdarms ist der Grimmdarm (colon), der zunächst als aufsteigender Grimmdarm (colon ascendens) von der rechten Beckenschaukel zur untern Fläche der Leber emporsteigt, um dann im Quergrimmdarm (colon transversum) wagerecht unter dem Magen nach links hinüberzugehen, von da als absteigender Grimmdarm (colon descendens) bis zur linken Darmbeingrube hinunterzusteigen und nach einer S-förmigen Krümmung (dem S romanum) in den Mastdarm (intestinum rectum) auszulaufen.

Der Mastdarm, dieses letzte Stück des Dickdarms, geht an der hintern Wand der Beckenhöhle etwa 15 Zentimeter lang bogenförmig von oben nach unten und steht durch den mit einem starken ringförmigen Schließmuskel (sphincter ani) umgebenen After mit der Welt außerhalb des menschlichen Körpers in Verbindung.

Während der Zwölffingerdarm ziemlich fest an der Bauchwand anliegt, ist der übrige Dünndarm in seiner Lage durch eine

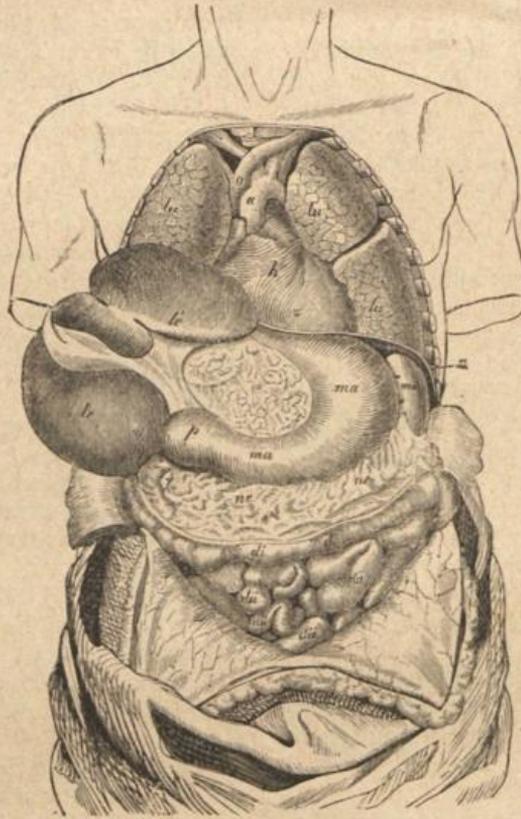


Fig. 8. Eingeweide des Bauches auseinandergelegt.

große, etwa handbreite Falte des Bauchfells, das Gekröse (mesenterium) genannt, frei beweglich an die Wirbelsäule angeheftet. Die vielen Krümmungen des Dünndarms bedingen die vielfache, halbkrausenartige Faltung des Gekröses, woher dieses seinen Namen hat. Der Dickdarm dagegen ist im ganzen ähnlich wie der Zwölffingerdarm fest an seine Unterlage angeheftet, nur seine S-Krümmung hängt loser, und der Querkrummungsarm liegt ganz frei zwischen den beiden Platten des Bauchfells, welches den Magen von hinten und vorn überzieht.

Das bereits mehrfach erwähnte Bauchfell (peritoneum) ist eine dünne, halb durchsichtige, seröse Haut, welche die ganze Innenfläche der Bauchhöhle und von den darin gelegenen Organen den Magen, den Darm, die Leber und die Milz vollständig überzieht, indes sie die Gebärmutter und die Harnblase nur teilweise umspannt. Das Bauchfell bildet außer dem Gekröse noch das die Därme in der Form einer Schürze bedeckende große Netz (ne) und das von der oberen Seite des Magens nach hinten zur unteren Seite der Leber gehende kleine Netz.

Zur Unterstützung der Bewegungen der Eingeweide und zur Vermeidung schädlicher Reibungen sondert das Bauchfell für gewöhnlich eine geringe Menge wässriger Flüssigkeit ab, welche es stets weich und schlüpfrig erhält. — —

Haben wir im Vorstehenden uns über die Beschaffenheit des Verdauungskanales vom Munde bis zum After unterrichtet, so können wir nun daran gehen, uns über den Vorgang der Verdauung selbst aufzuklären.

Die Verdauung besteht in einer derartigen Umwandlung der zur Ernährung verwendbaren Bestandteile der Speisen, daß diese zur Aufnahme in die Körpersäfte geeignet werden.

Die Verdauung beginnt bei fester Nahrung bereits im Munde, wo die Speise in erster Linie durch die Zähne zerkleinert wird. Flüssige Nahrung, die der Zerkleinerung nicht bedarf, passiert dagegen den Mund ohne Aufenthalt. Die weißförmigen Schneidezähne haben die Aufgabe, die Speisebissen abzubeißen; den breiten Backenzähnen kommt das Zermahlen derselben zu.

Für den Hin- und Hertransport der Speise im Munde hat das beweglichste Muskelorgan im Körper, die Zunge (lingua glossa), zu sorgen, welche mit ihrem mittleren Teil an den Boden der Mundhöhle angewachsen und nach vorn durch eine Falte der Mundschleimhaut, das Zungenbändchen, angeheftet ist.

Bei der Bewegung der Speisen im Munde werden sie von dem Mundspeichel durchtränkt, der ein Gemisch aus der Absonderung der drei Speicheldrüsen mit der Absonderung der, Follikeln genannten, mit einem dichten Netz seiner Blutgefäße unspannenen Säckchen ist, wie sie sich in der Mundschleimhaut zahlreich vorfinden.

Die Speicheldrüsen sind paarige Organe; die größte, die Ohrspeicheldrüse (glandula parotis), mündet in der Gegend des zweiten oberen Backenzahns durch die Wangenschleimhaut in die Mundhöhle, die andern, die Unterkieferdrüse (glandula submaxillaris) und die Unterzungendrüse (glandula sublingualis) haben ihre Ausführungsöffnungen am Boden der Mundhöhle in der Gegend des Zungenbändchens.

Das Speichelgemisch zeigt sich als eine wässrige, schaumige, schwach fadenziehende Substanz, welche farblos ist und nur etwa $\frac{1}{2}$ Prozent an festen Bestandteilen enthält, unter denen am bemerkenswertesten sind der sogenannte Speichelstoff, Ptyalin, ein noch nicht genauer bekannter Nahrungsstoff, und das in keinem andern Bestandteile des Körpers vorkommende Rhodankalium.

Bei der innigen Vermischung der Speisen mit dem Speichel werden ihre löslichen Stoffe verflüssigt und ein Teil ihres Stärkemehls (Amyl) durch die Einwirkung des Ptyalin in Dextrin (Stärkegummi) und Stärkezucker chemisch verwandelt.

Nun sind die Speisestoffe zum Weitertransport geeignet, und dieser beginnt sogleich in einer Weise, welche von der unablässigen vieltausendjährigen Arbeit der Natur hergestellte Zweckmäßigkeit der Einrichtung der Mund- und Rachenhöhle zur Erledigung des ihnen zugewiesenen Teils des Verdauungsgeschäfts gründlichst bewährt.

„Der Bau der hintern Teile des Mundes, des Gaumens und der Rachenhöhle,“ sagt Vogt*), „ist vorzüglich darauf berechnet, den Bissen auf seinem richtigen Wege zu erhalten, und ihn weder nach oben in die hintern Nasenöffnungen, noch nach vorn in den Kehlkopf und die Luftröhre ausrutschen zu lassen. Das weiche Segel des Gaumens, das im hintern Teile der Mundhöhle herabhängt, bildet gewissermaßen einen Teppichvorhang, den der Bissen wegdrängen und aufheben muß, um in den Schlund zu gelangen. Von der Seite her wirken die Gaumenbögen, welche man bei geöffnetem Munde sieht, durch ihr Zusammentreten. So von allen Seiten eingeschlossen und gedrängt, schlüpft der Bissen unter dem Gaumensegel durch und über den Kehlkopf weg in den Anfang des Schlundes, von wo er durch die Zusammenziehung der Muskelfasern abwärts in den Magen getrieben wird. Die Öffnung der Stimmrinne im Kehlkopf bietet eine ganz besondere Schwierigkeit auf diesem Wege. Die Rachenhöhle hinter dem Gaumensegel ist der Kreuzungspunkt des Luftweges und des Nahrungsweges. Die Speiseröhre liegt unmittelbar an der Wirbelsäule an, — jeder Bissen streicht also über die Stimmrinne weg nach hinten in die Speiseröhre, — jeder Atemzug durchsetzt quer den Speiseweg. Der Kehlkopf schließt die Stimmrinne beim Hinabschlucken, — er klappt sich nach hinten über. Ist dieser Schluß unvollständig, so gelangt leicht der Bissen an die Stimmrinne, die äußerst empfindlich ist, oder selbst in den Kehlkopf. Husten, Erstickungszufälle sind die Folgen des Verschluckens.“

Die dem Willen nicht unterworfenen, peristaltischen**) Bewegungen der Muskelfasern in der Speiseröhre schieben nun das eingeweichelte und darum leicht transportable Speisegemenge in den Magen, den man bis vor noch nicht gar langer Zeit für das Hauptorgan, ja sogar für das einzige Organ der Verdauung gehalten hat.

In ihm findet die Vermischung des Nahrungsbreies mit dem Sekret der in außerordentlich großer Menge die ganze Magenschleimhaut dicht bedeckenden Labdrüsen statt, winziger zylindrischer Schläuche, welche sich trichterförmig öffnen. Dieses Sekret ist der sogenannte Magensaft (Labstoff), dessen physiologisch wichtige Bestandteile außer dem in der Menge von 98 Prozent vorhandenen Wasser freie Salzsäure in einer Quantität von $\frac{1}{100}$ Prozent und Pepsin $\frac{1}{1000}$ Prozent sind; daneben enthält der Magensaft Chlornatrium, Chlorkalium, Chlormagnesium, Spuren von Eisenchlorür, phosphorsauren Erden, Peptone und wohl auch Spuren von Fett.

Die Menge des gesammten innerhalb 24 Stunden zur Ausscheidung aus den Labdrüsen gelangenden Magensafts ist auf 25 bis 30 Pfund berechnet worden.

Das Pepsin ist das Magenferment, der Nahrungsstoff des Magens. Es besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff und ist löslich in Wasser und fällbar durch Alkohol.

Die Hauptwirkung des Magensaftes besteht darin, sämtliche Proteinkörper***), gleichviel ob sie im löslichen oder geronnenen Zustande, innerhalb oder außerhalb des Magens mit dem Magensaft in Berührung kommen, zu lösen und die gelösten Eiweißstoffe (Albuminstoffe) und die Albuminoide genannten Leime und leimgebenden Gewebe in Peptone überzuführen.

Diese Peptone sind Modifikationen der Proteinkörper, welche von diesen wesentlich verschieden sind. Sie sind, nach Funke, leicht löslich in Wasser, während kein einziger Eiweißkörper in Wasser wirklich löslich ist; durch Kochen werden sie nicht verändert, auch sind sie weder durch Säuren, noch durch Alkalin fällbar, wohl aber durch Ammoniak, Quecksilberchlorid und Bleiesig. Während ferner die Albuminate im sogenannten löslichen Zustande sehr schwer oder garnicht durch tierische Membranen durchdringen (diffundiren), diffundiren die Peptone sehr leicht durch die Membranen.

*) a. a. O. S. 63.

**) Peristaltisch wird die wurmartige Bewegung des Verdauungsschlauches genannt.

***) Eiweißartige Körper.

Erwischt!

Wenn auch in den Schulen die zehn Gebote eifrig gelehrt und der Jugend eingeprägt werden, so bleibt doch in Bezug auf einen Punkt wenig daran hängen, nämlich in Bezug auf das — Obst stehlen. Es wird wenig Schüler geben, seien sie nun sonst „brav“ oder „böse“, die sich nicht schon das Vergnügen gemacht haben, an den Tagen, da Nachmittags frei ist, auf das Land zu gehen und den Bauern dort ihre Obstbäume etwas zu erleichtern. Das Strafgesetz kann gegen die jugendlichen Missethäter noch nicht angewendet werden und es bleibt dem Lehrer oder den Eltern überlassen, Strafen zu verhängen, oder dem Besitzer der Obstbäume selbst, wenn er die Uebeltäter erwischt. Das letztere ist indessen ziemlich selten

der Fall, denn gerade das „erste Gebot“, das nicht im Katechismus steht, wird von der Jugend sehr eifrig befolgt. In unserem Fall freilich hat der Uebeltäter das erste Gebot übertreten. In ein Entrinnen ist nicht mehr zu denken; der Eigentümer des geplünderten Obstbaumes und seine Gattin, zwei kräftigste Figuren vom Lande, harren am Fuße des Baumes, bis der Sünder herabsteigt und dann — nun dann wird ein Akt erfolgen, bei dem dem Ertrappen zu wünschen wäre, daß seine dünnen Beinleder sich in Dirchsieder verwandelten. Sollte er den zweibeinigen Wächtern, was kaum möglich, entkommen, so wird der Spitz, der vierfüßige Wächter, den Flüchtling bald wieder entholen und ihn stellen.





Allerdings wird der Dieb nicht so bald seinen Zufluchtsort verlassen und wird die Geduld seiner Belagerer auf eine harte Probe stellen.
 Andre Zeiten, andre Sitten! Bei den alten Spartanern war der Jugend solche Art von Diebstahl erlaubt; die jungen Diebe wurden nur bestraft, wenn sie sich erweichen ließen. Man glaubte dadurch die Schlaubelt der jungen Spartaner auszubilden, ihre List zu schärfen und so Eigenschäften bei ihnen heranzubilden, die im Kriege allerdings gut zu verwenden sein mochten. Man brachte also nach heutigem Begriffen das sittliche Moment dem nützlichen ganz und gar zum Opfer. Solche Anschauungen legen indes so sehr andere Eigensformen voraus, daß es müßig wäre, über die Vorgänge der einen oder der andern Anschauung zu streiten. Im Altertum achtete man öfters den geschickten Dieb. Herodot erzählt die bekannte Sage von einem König von Ägypten, der sich durch die Weisheitsliebe eines Spitzbuben so sehr imponirt sah, daß er diesem seine Tochter zur Frau gab und

ihn zu seinem Nachfolger ernannte. Auch noch im Mittelalter, da man den Diebstahl mit dem Tode bestrafte, ging der Dieb, der Nahrungsmittel stahl, frei aus, wenn er nachwies, daß er den Diebstahl aus Hunger verübt hatte. Die Carolina, die von Karl V. eingeführte „peinliche Halsgerichtsordnung“, enthielt eine diesbezügliche Bestimmung.
 Unser ertappter und in höchsten Mäßen besündlicher Missetäter wird nun weder von den Spartanern, noch von jenem feststamen ägyptischen König, noch von der Carolina etwas wissen. Aber selbst wenn das der Fall wäre, so würde ihm das sicherlich wenig nützen, denn der Bauer und seine bessere Hälfte sehen nicht danach aus, als ob sie sich um Herodot und die Spartaner zu bekümmern gedennten seien. Es wird eben eine Tracht grimmige Prügel setzen, was auch die Geschichtsphilosophen von der Veränderung der Eigentumsbegriffe in der Weltgeschichte sagen mögen.
 W. B.

Ebenso verhält es sich mit dem Filtriren der Albuminate und Peptone durch Membrane. Dasselbe geht bei den ersteren auch unter Druck sehr schwer vor sich und liefert eine verdünntere Lösung, indes es bei den Peptinlösungen sehr leicht vor sich geht und diese nicht verdünnt.

Mechanisch lösend wirkt der Labsaft auf Zucker, Gummi, Dextrin und mehrere Salze. Dagegen ist er chemisch wirkungslos, d. h. ohne Einfluß auf die Zusammensetzung der betreffenden Stoffe, auf Fette, Cellulose, Stärke, Zucker, Wachs, Horn und elastisches Gewebe.

Begünstigt wird die Wirkung des Magensaftes durch den Zusatz geringer Mengen Fett, vermindert durch Zusatz von Alkalisalzen und zuviel freie Säure; vollständig aufgehoben durch Kochen, Neutralisation, Galle, Gerbsäure, arsenige Säure, schweflige Säure und viele Metallsalze.

Den mit Speichel und Schleim durchfeuchteten Speisebrei möglichst innig mit dem Labsaft zu mischen, dazu dienen die Bewegungen des Magens. Also nicht, wie man früher allgemein annahm, um die Speisen zu zerreiben*), übt der Magen eine energische Bewegungstätigkeit aus, sondern er dreht sich und seine Wände kontrahiren sich langsam peristaltisch, um die Speisen mit allen Teilen der Magenschleimhaut in gleitende Berührung zu bringen.

Ist der Magen mit Speise gefüllt, so geht er aus der senkrechten Lage in eine mehr wagerechte über; seine große Krümmung (Curbatur) wendet sich nach vorn und oben.

Der Bissen, der durch die Mündung der Speiseröhre in den Magen gekommen ist, wird nun durch die Zusammenziehung der Muskelfasern links hin zum Magenfundus und an der großen Curbatur hin bis zum Pfortner geschoben, von da zurück an der kleinen Curbatur hin, bis er wieder bei der Cardia (Magenmund) angelangt ist, von wo er den Weg an der großen Curbatur entlang zum Pylorus von neuem antreten muß.

Entwickeln sich bei der Magenverdauung Gase, so müssen sie ihrer Leichtigkeit wegen nach oben, d. i. durch die Cardia in die Speiseröhre und den Mund entweichen, — es „stößt“ dem Verdauenden „auf“. Haben die Gase kleine Mengen der sauren Magenflüssigkeit mit sich fortgerissen, wie es oft geschieht, so ist das Aufstoßen von einem brennenden Gefühl begleitet.

Entgegen den früheren Annahmen weiß man jetzt, daß mit der Magenverdauung die Verdauung überhaupt noch nicht

beendet ist. Sie wird vielmehr in den Därmen fortgesetzt. Dem durch den Pfortner in den Zwölffingerdarm eingeschobenen sauren Speisebrei wird hier Galle und pankreatischer Saft beigemischt, und überall, wo der Speisebrei in den Därmen hinkommt, kommt er mit Darmsaft in verdauungsfördernde Berührung.

Die Galle, (bilis, fel), eine gelbliche, auch grünliche, braungrüne, selbst teerschwärze, fadenziehende, schäumende, schleimige Flüssigkeit von eigentümlich widerlichem Geruch und stark bitterem Geschmack, ist ein Produkt der Leber, welche bei normalen ausgewachsenen Menschen etwa 1 1/2 Kilogramm davon alle 24 Stunden hervorbringt.

Die Galle unterstützt die Aufnahme der Fette aus dem Nahrungsbrei derart, daß ohne sie nur eine sehr geringe, den Bedürfnissen des Körpers nicht genügende Menge in die Körperflüssigkeiten übergehen würde. Die Galle färbt den Speisebrei zunächst grünlich und dann allmählich braun und gibt ihm den Rotgeruch.

Der pankreatische Saft, auch Bauchspeichel genannt, ist das Sekret der Bauchspeicheldrüse (pankreas), die in ihrer Beschaffenheit den Speicheldrüsen des Mundes sehr ähnlich ist. Er ist eine klare, farb- und geruchlose, zähflüssige, klebrige stark alkalische Flüssigkeit von eigentümlichem Geschmack; er zerfällt sich leicht und wird durch Hitze, Alkohol und Metallsalze koaguliert*). Die Wirkung des Bauchspeichels besteht darin, daß er gleich dem Mundspeichel Stärkemehl in Dextrin und Zucker umwandelt, die Fette durch Verseifung zur Aufnahme in die Körperflüssigkeiten vorbereitet und geronnene Eiweißkörper und leimgebende Substanzen auflöst und in Peptone überführt.

Der Darmsaft endlich ist das Sekret der in ungeheurer Anzahl in der Darmschleimhaut vorhandenen sogenannten Lieberkühn'schen Drüsen; er ist dünnflüssig, von weingelber Farbe und riecht stark alkalisch. Ähnlich wie der Bauchspeichel löst er Eiweißkörper und Faserstoff auf und verwandelt Stärke in Dextrin und Zucker.

Bei den peristaltischen Darmbewegungen, die weniger im Zwölffingerdarm als im Dünndarm sehr energisch geschehen, im Dickdarm jedoch sehr langsam Tempo annehmen, wird der Speisebrei unter normalen Umständen des größten Teils seiner nährenden Bestandteile, welche ihm die Magenverdauung noch übrig gelassen hat, beraubt und langsam — in etwa sechs bis fünfzehn Stunden — bis zum Mastdarm transportiert; von dort werden die unverdaulichen Ueberreste als Kot nach außen entleert.

(Fortsetzung folgt.)

*) Zum Gerinnen gebracht.

Unsere Illustrationen.

Damenlegellub in New-York. (S. 105.) Die Amerikanerinnen können eine Menge von Eigenschaften und Gepflogenheiten aufweisen, die sich von denen unserer europäischen Damenwelt wesentlich unterscheiden. Vor allem ist an der echten Amerikanerin eine größere Selbständigkeit, eine Eigenschaft, die wir nur als vortrefflich anzuerkennen uns verpflichtet fühlen, wenngleich man im alten verschönten Europa für alle solche Eigenschaften die verrufene Bezeichnung „Emanzipation“ hat. Es gibt bei uns tatsächlich Leute, die glauben, die „Emanzipation“ der Damen bestünde darin, daß dieselben, etwa wie unsere Studenten, rauchen, Bier trinken und sich ganz so ungenirt aufzuführen, wie etwa gewisse Kategorien unserer Studentenschaft. Es ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß unter dem Namen „Frauenemanzipation“ sich in Amerika, vielleicht auch in England, verschiedene Extravaganzen verbergen. Aber im Ganzen und Großen handelt es sich nur darum, für die Frauen jene Selbständigkeit zu erringen, die sie davor bewahrt, sich dem Manne gegenüber in der leider althergebrachten Abhängigkeit zu befinden. Daß bei uns verschiedene Frauenkreise bemüht sind, dieses Bestreben selbst herabzusetzen und verächtlich zu machen, ist uns ein Beweis, mit welch bedauernswürdigem Mangel an Verständnis viele Frauen noch ihren eigensten Interessenfragen gegenüberstehen. Man wird in diesen Dingen mit Neuerungen vorsichtig sein müssen; ganz energisch aber müssen die alten Vorurteile be-

kämpft werden, welche bisher die Frau in der Tat in einer Knechtschaft erhalten haben, die uns nur deshalb weniger verwerflich erscheint, weil wir an dieselbe gewöhnt sind.

Natürlich kann der gebildete Mensch von Selbständigkeit der Frauen nicht jene rohen Anschauungen haben, die gewissen Industriellen eigen ist, welche glauben, die Frau sei selbständig, wenn sie nur „miterwerben“ dürfe. Die Frau in der Fabrik bedeutet nicht nur die Herabsetzung der Löhne, sondern auch die Auflösung der Familie, die Depravation des kommenden Geschlechts. Leider hat die Gesetzgebung hierauf noch nicht die gebührende Rücksicht genommen, trotzdem die Berichte der Fabrikinspektoren dazu mehr als genügende Veranlassung geben.

Selbst Kegellubs von Damen, ein an und für sich doch höchst unschuldiges Vergnügen, wird man bei uns nicht leicht ohne eine gewisse Prüderie betrachten und dem zugleich als ganz gesunde Leibesübung dienenden Kegelspiel Dinge unterstehen, an welche die Amerikanerinnen auch nicht entfernt denken. Sie werden sich aber darum nicht kümmern und daran tun sie auch ganz recht. Denn sie lieben, wie die Engländerinnen, die körperlichen Übungen und zeigen darin nicht die manchmal recht albern erscheinende Zurückhaltung unserer Modedamen.

Unser Bild zeigt uns solch einen Damenlegellub in Tätigkeit; schon der Anblick der Sache selbst kann uns beweisen, wie wenig die Einwürfe gegen dies famose Vergnügen gerechtfertigt sind. A. T.

Ein Wetter kommt! (Seite 112—113.) Der blaue See hat sich in sein schönstes Gewand gehüllt. Blau wie ein Spiegel liegt er da, glänzend im Sonnenstrahl; die Oberfläche wird nur hier und da von den Ringen eines leichten Wellenschlags gekräuselt, wenn ein Fisch vor Bergnügen sich in die Höhe schnell und wieder ins Wasser zurückplumpft. Kaum streicht ein Hauch über die blanke Fläche, die man bald von sinken Ruderbooten durchsucht sieht. Die Fischer ziehen froh hinaus, um ihre Netze anzuzwerfen, und bald bedeckt sich der Boden der Fahrzeuge mit den Stimmen, zappelnden Bewohnern des Sees, die heute noch in den Pfannen der Gasthöfe prasseln werden. Aber nicht nur die Fischer, auch andere Bewohner des Seegeftades benutzen das schöne Wetter, um eine Seefahrt zu machen. Nicht nur zum Bergnügen; allerlei Geschäfte treiben dazu an, und wer nicht viel auszugeben vermag und sich auf die Kraft seiner Arme beim Rudern verlassen kann, der wartet nicht den Dampfer oder die Fähre ab, sondern macht sein kleines Boot los und treibt es mit raschen Ruderschlägen dahin.

Aber der See ist ein heimtückischer Geßel; unter der klaren Decke lauert drohende Gefahr und Not. Der See liebt es, seine Launen spielen zu lassen. Während sich noch alles fröhlich auf dem See umhertreibt, steigen in der Ferne kleine Wölkchen auf, die sich schnell vergrößern. Der erfahrene Fischer kennt diese Vorboten des Sturmes und macht sich bald auf den Heimweg. Wehe dem, der sich mit seinem schwanken Kahn verspätet und unter die tobenden Fluten gerät. Der See ist gar gierig nach solchen Opfern.

Der Himmel ist voll dunklen Gewölks, die Möven flattern kreisend umher, aber noch immer hat der See seine trügerische Glätte nicht verloren. Nur seine Farbe hat ein unheimliches Dunkel angenommen. Endlich aber setzt sich auch das Wasser in Bewegung; weißschäumende Wellen erheben sich, der Sturm kündigt sich in kurzen einzelnen Stößen an. Man hört ein dumpfes Rollen, das vom Grunde des Sees zu kommen scheint; es ist aber der Sturm, der die Wogen vor sich her jagt. Fern am Horizont zucken einzelne Blitze aus dem dichten Gewölks; der See bringt ein Wetter und zeigt uns sein düsterstes Antlitz, nachdem er vor kurzem noch so freundlich ausgesehen.

Die sinken Kähne sind längst zum Land gesloßen und haben sich geborgen vor den Wogen, die grimmig zum Strand heranrollen und an den steinernen Dämmen den weißen Gischt hoch emporsprigen. Das Boot, das noch draußen geblieben, braucht eine kundige Hand, um unverfehrt und glücklich zum Strand zu gelangen. Und leider ist eins noch draußen, in dem sich nicht einmal ein Mann befindet. Es trägt drei weibliche Wesen. Eine junge Fischersfrau, deren Mann heute am Lande zu tun hat, hat eine Ladung Fische nach der andern Seite des Sees gebracht; ihre alte Mutter und ihr kleines Töchterchen haben die Fahrt mitgemacht. Auf der Rückkehr haben sie sich verspätet; sie sind noch weit vom Lande und der Sturm bricht los; das finstere Wetter zieht über ihnen herauf. Wierig rollen die Wogen heran und schäumen an dem schwanken Kahn empor; die Sturmvögel, die Möven, umkreisen mit schrillum Warnungsschrei das gebrechliche Fahrzeug. Aber die mutige Fischerin, die mit den Tüden und Rücken des Sees vertraut ist, führt das Ruder mit kräftiger Hand; sie wird das Boot sicher zum Ufer steuern. Das Kind sieht furchtlos in die brauenden Wogen hinaus, und nur die Alte scheint ein wenig furchtsam zu sein; wahrscheinlich spricht sie leise ein Stohgebet um gnädige Errettung aus der Gefahr. Es wird da gehen wie bei der berühmten Meerfahrt des Königs Karl, bei der alle Ritter jammerten, wie sie dem Sturme und den Wogen entrinnen möchten. Aber, singt Uhlant:

Der König Karl am Steuer saß,
Er hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

Und so steuert auch die junge Fischerin, diese vom Künstler so prächtig erfachte Volksgestalt, den gebrechlichen Kahn mit ihren Lieben schweigend und sicher durch den Sturm. Der See raßt, aber er wird kein Opfer haben. W. B.

Aus allen Winkeln der Zeittliteratur.

Die gesetzliche Beschränkung der chinesischen Einwanderung hat nach den letzten Berichten aus San Franzisko die chinesische Kolonie nicht vermindert; im Gegenteil, man sieht jetzt mehr Chinesen in den Straßen dieser Stadt, als zur Zeit, wo jeder Orientdampfer 500 bis 800 Kulis brachte. Schuld daran ist teils die vermehrte Nachfrage nach chinesischen Arbeitern infolge des Mangels an guten Dienstboten, teils das rapide Wachstum kleiner Fabriken. Obgleich die Cigarrenhändler laut ankündigen, daß nur weiße Arbeit verwendet wird, ist es doch sicher, daß — außer der echten Havannah oder Manila — keine Cigarre in San Franzisko verkauft wird, die nicht von chinesischen Händen fabriziert wäre. Der Chineser ist höchst resolut und beharrlich; wenn er findet, daß er sich in einem Haushalt unentbehrlich gemacht hat, wird er so willkürlich und herrschsüchtig wie der Irländer. Das Bestreben der Rasse ist, wenn sie in ein Geschäft oder eine Manufaktur tritt, diese zu monopolisieren. Vor einigen Jahren sicherten sie sich die Kontrolle des Schweinehandels, und jetzt geht jedes Pfund frischen Schweinefleisches, das in San Franzisko verkauft wird, durch chinesische

Hände, ja sie belegen oft Schweinezüchter mit schweren Strafen, wenn diese wagen, Vieh direkt an weiße Schlächter zu verkaufen. Die Chinesen haben das Waschmonopol im ganzen Staate, ebenso wie die Kontrolle der Cigarrenmanufaktur, und allem Anschein nach werden sie bald die der Schuh- und Stiefelmanufaktur besitzen. Schon ist berechnet worden, daß die Hälfte der ganzen Handarbeit in San Franzisko von Chinesen getan wird. (Globus.)

Verkehr im Suezkanal 1882. Der stetig zunehmende Verkehr am Suezkanal hat auch im Jahre 1882 ungedeutet der verhängnisvollen Ereignisse keine Einbuße erlitten; im Gegenteil war der Verkehr in dem genannten Jahre der stärkste seit dem Bestande desselben. Es passirten denselben 3198 Schiffe mit einem Tonnengehalte von 6811521 und es wurde eine Einnahme von 60504878 Francs erzielt. Bei diesem Verkehr war England mit 84 Prozent beteiligt. Im Jahre 1881 zählte man 2727 Schiffe mit 5794401 Tonnen Gehalt und 51274352 Francs Einnahme. (Ausland.)

Furchtbare, seit Monaten anhaltende Regengüsse richteten in Argentinien und besonders im südlichen Teile der Provinz Buenos-Aires große Verwüstungen an. Die Zeitung von St. Nikola berechnete die Anzahl der durch die Regen allein im Staate Buenos-Aires umgekommenen Mutterchafe und Lämmer auf sieben Millionen Stück. Durch Ueberchwemmungen waren einzelne Ortschaften seit Monaten von jedem Verkehr abgeschnitten. (Ausland.)

Für unsere Hausfrauen.

Ueber Benützung und Aufbewahrung des Obstes.

Der Obstsegen dieses Jahres, besonders in Aepfeln, läßt es wünschenswert erscheinen, die Früchte möglichst vielseitig und durch zweckmäßige Aufbewahrung möglichst lang zu benützen. Da das Obst sicherlich in vielen Gegenden um sehr mäßigen Preis verkauft werden wird, so wird man auch in solchen Haushaltungen, wo man keinen Eigenbau hat, in den Stand gesetzt sein, sich, wenn auch nur in beschränktem Maße, mancherlei Vorräte für den künftigen Gebrauch einzulegen. So sind z. B. geschälte, geschnitzte (gepalten) und getrocknete Aepfel in jeder Haushaltung nicht nur eine gute Zuspitze und ein schätzbares Material für die Küche, sondern oft ein wahres Labfal für Kranke. Aepfel lassen sich aber überall auch im Kleinen leicht trocknen, entweder auf einem Herd oder indem man die Schnitze an Fäden aufreißt und an die Luft und Sonne hängt. Kauft man dieselben getrocknet, so ist der Preis in der Regel der zehn- bis dreißigfache der grünen Früchte. Das Trocknen derselben dürfte deshalb in vielen Fällen selbst da der Mühe lohnen, wo man sie, billige Preise vorausgesetzt, zu kaufen genötigt ist. Wir führen dies nur als ein Beispiel an. Es gibt aber, wie allgemein bekannt ist, noch vielfache andere Benützungsorten der verschiedenen Obstsorten, und der Zweck dieser Zeilen ist, einige erprobte Verfahren zu diesem Behufe, sowie zur Aufbewahrung des Obstes in grünem Zustande anzugeben.

Ein Vorteil beim Dörren des Obstes. — Nachdem die reifen Früchte geschält und gespalten sind, wobei der Kelch und das Kernhaus auszuschneiden sind, werden die Schnitze in glasirte, nicht zu hohe Töpfe getan, auf deren Boden ein wenig Wasser kommt, und mit den Obstschalen oder einem (nicht eisernen) Dedel zugedeckt und dieser Topf in einen größeren Hafen, worin Wasser kocht, eingestellt und so lange darin gelassen, bis die Früchte oder Schnitze so weich sind, daß sie mit einem Strohhalm ohne Beschwerde durchstochen werden können. Dies ist bei vielen Aepfeln schon nach fünf Minuten der Fall, während andere etwas länger brauchen. Den Topf kann man auch in einen Badofen oder in eine Bratröhre stellen. Hierauf werden sie zum Dörren aufgelegt. Dieses Verfahren hat zum Zweck, das Dörren sehr wesentlich zu beschleunigen. Eine ähnliche Wirkung erzielt man, wenn man die Schnitze einige Minuten in kochendes Wasser taucht. Auf dieselbe Weise werden auch Birnen behandelt, die indes nicht geschält und, wenn sie klein sind, ganz gedörrt werden. Ebenso können auch kleine Aepfel gedörrt werden. Sie werden dann wie große geschält, aber nur die Kelche ausgeschnitten. In halb getrocknetem Zustand können sie dann plattgedrückt werden.

Obstkrant (Gesalz). — Dieses Produkt ist besonders am Rhein sehr gebräuchlich und bildet einen gesuchten Handelsartikel. Eine einfache Bereitungsart ist folgende: Zur Hälfte geschnittene Aepfel, zur Hälfte Kunkelrüben (am besten Zuderrunkeln) werden, jeder Teil besonders, halbgar gekocht, abgeseiht und zusammen ausgepreßt. Der gesammte so erhaltene Saft wird darauf zu einem Gelee eingekocht. Anstatt Aepfel kann man auch Birnen zur Bereitung dieses Nusses verwenden. So eingekocht wird es in Steintöpfe gefüllt und mit ausgelassenem Rindsfett übergossen. Die rheinischen Fabriken füllen aber das Obstkrant einfach in Fässer.

Ein ähnliches Nuss wird allgemein in Amerika unter dem Namen Aepfelbutter bereitet, indem man süßen Aepfelmost zuerst auf die Hälfte einkocht, denselben dann eine hinlängliche Quantität geschälte Aepfelschnitze zusetzt und darauf unter beständigem Umrühren weiter kocht, bis das ganze einen dicken Brei bildet, dem man etwas gestöhnenen

Zimmt und klein geschnittene Zitronenschale zusetzt und ihn endlich, wie oben angegeben, aufbewahrt. Er soll sich mehrere Jahre halten.

Ueber Aufbewahrung des Obstes wird mitgeteilt: Um das im Herbst geerntete Obst lange, bis Ostern, ja bis Pfingsten zum Verbrauch aufzuheben, wird dasselbe, wenn vollkommen und reif (die Reinetten bis zum eintretenden Frost, weil, wenn sie früher abgenommen, sonst zusammenschrumpfen), bei trodener Bitterung, und zwar mit Handschuhen vorsichtig abgeplückt, gleichsam wie Eier in Körbe gelegt, also, um Verletzungen zu verhüten, nicht geworfen, ebenso an eine lustige Stelle, etwa auf dem Speicher, zum Ausschwitzen neben einander gelegt, wo es bis zum eintretenden Froste liegen bleibt; alsdann wird es gleich hier auf dem Speicher ebenso vorsichtig in großen Körben, lagen und kreuzweise, mit langem, frischem und ganz trockenem Stroh versehen, verpackt und auf zwei Reihen von hölzernen Unterlagen in den Keller gesetzt. So behalten die Körbe stets Luft von unten und wird das Obst selbst vor Frost geschützt, ohne durch übermäßige Wärme zu leiden und in Fäulnis überzugehen.

— Zur guten Konservierung eingemachter Früchte trägt es sehr wesentlich bei, wenn die Gläser eine Zeit lang, etwa 8 Tage, auf den Kopf gestellt werden. Wenn man sie dann wieder umkehrt, so bildet der anhaftende Fruchtsaft und Zucker einen festen Ueberzug, wodurch alle Poren des Korks verschlossen werden und der Luftzutritt abgsperrt wird.

— Einmachgurken, die schon nach 12 Stunden genießbar sind, kann man auf folgende Weise bereiten: Man gibt in das Gefäß starken Essig, sogenannten Essigspirit oder Dopplessig, und einige grüne Schoten von spanischem Pfeffer (Paprika), die man in Stücke schneidet. In diesen Essig, den man vorher heiß macht, legt man unter Zusatz der nötigen Gewürze die in gewöhnlicher Weise vorbereiteten Gurken und verschließt das Einmachglas möglichst luftdicht. Schon am folgenden Tage können diese Gurken verpeißt werden. Die grünen Paprikaschoten erhält man in den Handelsgärtnereien; zweckmäßiger ist es aber, wenn man die Pflanzen selbst in Töpfen zieht. Der Zusatz der grünen Schoten zu den eingemachten Gurken trägt sehr viel zur Konservierung der letzteren bei. Wenn man kleinere Quantitäten einmacht, so kann man denselben Essig auch mehrmals benutzen.

— Kartoffelkäse. Weiße Kartoffeln werden gekocht, geschält und zu Drei gestoßen. Mit 5 Pfund dieser Masse wird 1 Pfund saure Milch geknetet, eine Quantität Salz dazu getan und diese Masse, mit einem Tuche sorgsam gegen die Luft geschützt, 3-4 Tage stehen gelassen. Hierauf wird sie abermals geknetet in durchlöcherter Thonformen gebracht, damit die Flüssigkeit abläuft. Dann werden die Käse aus den Formen genommen und im Schatten getrocknet, indem sie reihenweise aufgestellt werden. Der Käse ist an einem trodenen Ort aufzubewahren und wird je älter desto besser. (Es ist dies das Rezept, das ein Schwindler um 4 Mark verkauft.)

— Kaffeeverfälschung. Die Fälschung der rohen Bohnen besteht hauptsächlich im Färben derselben, um geringeren Sorten ein besseres, den feineren ähnliches Aussehen zu geben. Sie wird vorzugsweise an den Seeplätzen, aber auch von inländischen Großhändlern ausgeübt. Eines der zu diesem Zweck angewendeten Mittel besteht darin, daß man zu den Bohnen in einem Fasse eine Anzahl Bleikugeln gibt und hierauf das Faß eine Zeit lang hin und her wälzt, wodurch sich von dem Blei so viel ab und an die Bohnen reibt, daß der beabsichtigte Zweck erreicht wird. Natürlich ist solcher Kaffee gesundheitschädlich. Es werden aber auch noch andere Färbemittel angewendet, so das giftige Berlinerblau und das nicht minder giftige chromsaure Bleioxyd. Um sich gegen die Nachteile solcher Verfälschungen zu schützen, empfiehlt es sich, die Kaffeebohnen zweimal in lauwarmem Wasser zu waschen, abtrocknen zu lassen und dann erst zu rösten. Abgesehen davon, daß dadurch der Kaffee auch an Wohlgeschmack gewinnt, erfordert dies schon die Reinlichkeit. Man versuche nur einmal, eine kleine Quantität Bohnen zu waschen und man wird sich überzeugen, welcher Schmutz davon abgeht.

— Gebratener Hecht (Rezept eines alten Klosterlochs). Derselbe wird sauber gepuzt und mit einem feinen Pulver von Salz, Pfeffer, Tymian, Majoran und Knoblauch tüchtig eingerieben und so 1 Stunde stehen lassen. Hierauf kommt derselbe in eine Pfanne mit Zwiebeln und Schmalz und wird halb gar gebraten. Während dem tut man in einen Tiegel: Sellerie, Rüben, Petersilienwurzel, Lauchzwiebel nebst einem Stück frischer Butter. Dieses wird weich gekocht und dann zum Hecht geschüttet nebst einem Glas Wein, hierauf dieser vollends gar gebraten. Das Rezept wird als vollkommen erprobt empfohlen. Wichtig so zubereitet gebe der Hecht ein feines Gericht.

Vor'm Scheiden.

Traute, die mein Herz entzündt
Durch den heikern Sinn,
Blumen bring' ich, frisch gepflückt,
Dimm sie gütig hin.

Dwar die Rose fehlt darin,
Doch der Rosen Pracht
Gleichst du, Herzenskönigin,
Wenn dein Auge lacht.

Und wer Wang' und Tippen dann
Sah wie ich erglühn,
Weiß gar gut, die Rose kann
Schöner nicht erblühn.

Liebste, eines Wacht'gen Wort
Raubt mir bald mein Glück,
Doch mein Herz bleibt immerfort
Creu bei dir zurück.

Bald ruff dumpfer Trommelklang
Und Trompetenton,
Und die Mutter, ahnungsbang,
Preßt ans Herz den Sohn.

O nur dann von Deinem Mund
Heiß der Creuekuß,
Macht mich stark zur Abschiedsstund,
Wann ich scheiden muß!

Gust. Schmidt (Zobearbeiter).

Schachtelrätzel.

1 2 3 4 5 6 macht manch' lustigen Streich,
2 3 4 5 6 ist eine Stadt, nicht groß und nicht reich,
3 4 5 6 müssen Tauende tragen,
4 5 6 sieht man bewaldet gen Himmel ragen.

Rösselsprung.

feld	mit	die	schlag	mit	ihr	po-	ü-
der	und	von	sprengt	des-	zug	nicht	de
wohl	zu	wi-	ihr	auf	secht-	der	ten
ruh'	zur	doch	selbe	leit	und	schach-	aus
feld	freien	wird	schlag	schlägt	dem	der	zug
welt	dem	im-	ne	so	breit	rüd'	besser
der	je	eben	als	mat	bo-	ist	von
tu	die	schach	ge-	es	ich	kein	ten

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fortf.) — Eine Blutanlage gegen die Juden. Altenmähige Böhmer für die Barbarei unseres Jahrhunderts. Von D. — Zur Geschichte der Cerealien. Kulturhistorische Skizze von J. Schlüter. — Warum ist kein Pfarrer wurde. Von A. Titus. — Moderne Schicksale. Novelle von Carl Görlig. (Fortsetzung.) — Der Bau des menschlichen Körpers. Eine anatomisch-physiologische Skizze von Bruno Geiser. (Fortsetzung.) — Unsere Illustrationen: Amerikanische Bilder: Damentegellab in New-York. — Ein Wetter kommt. — Erwischt. — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Die gesetzliche Beschränkung der chinesischen Einmündigung und Aufbewahrung des Obstes; Zur guten Konservierung eingemachter Früchte; Einmachgurken, die schon nach 12 Stunden genießbar sind; Kartoffelkäse; Kaffeeverfälschung; Gebratener Hecht (Rezept eines alten Klosterlochs). — Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart: Vor'm Scheiden. Von Gust. Schmidt. — Schachtelrätzel. — Rösselsprung. — Arztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges. — Humoristisches.